Maschine und Dichtung.

Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Literatur im 19. Jahrhundert.

Inaugural-Dissertation,

zur Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät (I. Sektion) der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Hans Werner Kistenmacher.

Greifswald.
Druck von Emil Hartmann.
1914.

Eingereicht am 21. Februar 1913.

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren
Dr. F. Muncker und Dr. H. Paul.

Tag der mündlichen Prüfung: 8. März 1913.

Der vorliegende literarhistorische Versuch verdankt seine Entstehung der Anregung des Herrn Dr. Arthur Kutscher-München. Herrn Professor Dr. Franz Muncker und Herrn Dr. Kutscher sage ich an dieser Stelle für ihr freundliches und hilfsbereites Interesse meinen ergebenen Dank.

Die zeitlichen Grenzen für die Untersuchung waren gegeben auf der einen Seite durch das Auftauchen des zu behandelnden Stoffes, der Dampfmaschine, in Deutschland, auf der anderen Seite durch die literarische Bewegung der achtziger Jahre, sodaß sie etwa den Zeitraum von 1810 bis 1880 umfaßt.

Nach dem Ergebnis der Stoffsammlung schied das Drama, das sich von diesen Zeitfragen fern gehalten hat, aus der Untersuchung aus, wenn auch mittelbare Einflüsse (z. B. die Strukturveränderungen der Gesellschaft, Adel — Bürgertum) vorliegen. Es blieb also übrig Roman und Lyrik. Hier stehen nun hart nebeneinander Werke von verschiedenstem künstlerischen Wert, und dabei ist es wohl vorgekommen, daß vielfach mit Recht fast vergessene Romane und Gedichte in den Vordergrund traten. Es war dies aber notwendig, wenn das Bild der Zeitliteratur, das häufig (wie in der Roman-Zeit der 40er und 50er Jahre) seine Hauptzüge aus mittelmäßigen Werken bekommt, vollständig sein sollte. Vollständigkeit ist, hoffe ich, nur da nicht erreicht, wo Bücher, die Stoffe versprachen, in den Bibliotheken nicht aufzutreiben waren.

Leider verhinderten praktische Gründe, den Einfluß ausländischer Literaturen, vor allem der englischen und der französischen, zu untersuchen.

H. W. Kistenmacher.

Einleitung.

Wenn man es unternimmt, die Dichtung eines Zeitabschnittes in Beziehung zu setzen mit dem Zeitcharakter und den gleichzeitigen historischen Entwicklungsfaktoren und -tatsachen, so sind es in der Hauptsache drei Fragen, die einem entgegentreten, drei Fragen, deren Abwägung gegeneinander nach ihrer Bedeutung dem jeweiligen Interesse des Herantretenden überlassen ist, je nachdem er reiner Literaturhistoriker, Sozialwissenschaftler oder Psychologe ist.

Für die vorliegende Betrachtung wählen wir folgende Reihenfolge und Formulierung:

1. Hat die Dichtung mit den Zeitereignissen Fühlung und welcher Art und Stärke ist diese?

2. In welchem Sinne äußert sich das Interesse, bejaht die Dichtung die Entwicklung in der Art, wie sie vor sich geht? Glaubt sie an eine Vertiefung der Kultur in der eingeschlagenen Richtung?

3. In welcher Form und bis zu welchem Grade wird der vorliegende Stoff künstlerisch verarbeitet?[1])

Zu den interessantesten Perioden der deutschen Literaturgeschichte (im engeren Sinne) gehört das 19. Jahrhundert, das in Naturwissenschaften, Technik und sozialem Leben einen Umschwung erlebt hat, dessen Tragweite, dessen tiefgehender Einfluß auf das geistige Leben und dessen gewaltsame Schnelligkeit die Entwicklungskurve in jähem Umschlag in neue Bahnen lenkte.

---

1) Es ist nicht zu vermeiden, daß bei Formulierungen feinere Abstufungen und Vermischungen der Fragen an den Kern der starreren Form angebogen werden und so außer Acht gelassen scheinen. Diese Bemerkung sei auch im voraus gestattet für die weiter unten folgende Einteilung in Entwicklungsperioden. Wir können den Strom nicht in seinem ununterbrochenen Flusse festhalten, sondern müssen von Abschnitt zu Abschnitt das Ergebnis feststellen.

An keinem andern Punkt der Weltgeschichte hat sich Charakter und Bild der Zeit so schnell und so von Grund aus geändert wie hier.

Es ist nicht übertrieben, wenn Mielke sagt:[1]) „Die Helden der Freiheitskriege stehen in politischer, nationaler und wirtschaftlich-technischer Hinsicht dem Bürger des dreißigjährigen Krieges näher, als wir mit unserem Einheitsstaat, unseren Eisenbahnen, Telegraphen und Zeitungen ihnen selbst," oder wenn gar ein Anderer[2]) von demselben Gesichtspunkt aus die große Ähnlichkeit der Lebensverhältnisse bei Wieland und Horaz betont.

Der Kern, aus dem sich diese ungeheuren Umwälzungen entwickelten, war die Dampfmaschine. Die Möglichkeit, die Kräfte von tausenden von Menschen oder Tieren in einem Punkte zu konzentrieren, sie bedeutend billiger als bisher zu gewinnen, mußte für Produktionsweise und Produktionsmöglichkeiten von einschneidender Bedeutung sein. Indessen hätte diese Erfindung nur in geringem Maße ausgenutzt werden können, wenn nicht durch Stephensons endgültige, an das Wunderbare grenzenden Erfolge die Dampfmaschine in den Dienst des Verkehrs hätte gestellt werden können.

Welchen Einfluß die neuen Produktions- und Verkehrsverhältnisse auf das gesellschaftliche Leben und auf die politische Bedeutung der einzelnen Stände ausübte, wird weiter unten dargestellt werden. Hier sei noch auf eine Erscheinung hingewiesen, die bei einer Befassung der Dichtung mit der Gegenwart und besonders mit dem Thema der Maschine immer wieder zu Tage trat.

Es ist dies die Beobachtung, daß dieser Stoff der künstlerischen Verarbeitung offensichtlich einen starken Widerstand entgegensetzte, was auch darin zum Ausdruck kam, daß viele Dichter sich von ihm fernhielten oder sich unwillig ausdrücklich von diesen Erscheinungen der neuen Zeit ab und dem idyllischen Leben der „guten alten Zeit" zuwandten, wie etwa Kerner und Strachwitz. Wenn in solchen Fällen auch persönliches

1) Hellmuth Mielke „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts", Braunschweig 1890, S. 11.

2) Victor Auburtin „Die Kunst stirbt", München 1911.

Mißbehagen über die Veränderung der Lebensverhältnisse zum Gemütloseren, zu den härteren Formen des Daseinskampfes mitsprach, für den schaffenden Künstler mußte von größerer Bedeutung das ästhetische Unbehagen sein.

Grundsätzlich für die künstlerische Verabeitung eine Stoffbeschränkung anzunehmen, darüber war man, zum mindesten die führenden Geister, längst hinaus, und man legte die Begrenzung in die persönliche spezifisch künstlerische Kraft des Umschaffenden. So äußert Goethe zu Eckermann (1823): „Man sage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetischem Interesse fehle, denn eben darin bewährt sich ja der Dichter, daß er geistreich genug sei, einem gewöhnlichen Gegenstande eine interessante Seite abzugewinnen — —", und ein anderes Mal berichtet Eckermann: „Unsere deutschen Ästhetiker, sagte Goethe, reden zwar viel von poetischen und unpoetischen Gegenständen, und sie mögen auch in gewisser Hinsicht nicht ganz Unrecht haben, allein im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß."

„In gewisser Hinsicht," damit meint Goethe offenbar das, was ich als den „stofflichen Widerstand" bezeichnen möchte. Eine Begründung dieses Widerstrebens durch psychologisch-ästhetische Untersuchung dürfte schwerlich möglich sein, leichter wäre sie jedenfalls empirisch aus historischem Material herzuleiten, und zwar führt der nächste Weg über die Definierung des Gegensatzes, des „Poetischen". Das kritische Gefühl dafür ist durchaus allgemein und das Urteil darüber bei den meisten Menschen wenig verschieden. Einer Situation, einem Stoff wird anscheinend übereinstimmend rein gefühlsmäßig das Prädikat „poetisch" zuerkannt, wenn sie frei erscheinen von deutlich hervortretenden Beziehungen zu gegenwärtigen Zwecken. Das reine, interesselose Anschauen eines Bildes, das abgeschlossen, losgelöst von der Diskussion unserer Tage vor uns liegt, das läßt sich offenbar am leichtesten genießen und erhält das Prädikat „poetisch". Darum ist das poetische Kunstmittel der idealen Ferne von Vergil bis Heine und auf unsere Tage so gern angewandt. Ein Stoff der idealen Ferne war an sich ein bequemes Requisit zur Erzeugung lyrischer Stimmungen. Wie Schiller von der gebildeten Sprache spricht, die hier selbst für

den Dilektanten dichtet und denkt, so kann man auch von einem poetischen Stoff in demselben Sinne sprechen.

Mit diesem Sinn der idealen Ferne erfüllt auch Hebbel zweifellos den Ausdruck „poetisch", wenn er seine „Genofeva" in „die poetische Zeit" verlegt, d. h. in keine Zeit, in jede Zeit, die Konflikte stehen rein und zeitlos da.

Es ist nun klar, daß die Maschine, eben erst im Weltbilde aufgetaucht, ein ganz hervorragend unpoetischer Stoff sein mußte. Sie war eine absichtsvolle Konstruktion zur Erreichung recht realer und so gegenwärtiger Zwecke, daß man vor erregter Diskussion über Wert und Unwert zu einem rein ästhetischen Anschauen, Genießen, Verinnerlichen nicht kommen konnte. Dieser Stoff widerstand dem Eingehen einer organischen Verbindung mit lyrischen Seelenstimmungen.

Daher kam es auch zum Teil, daß sich hier der Satz von der Schönheit des unbedingt und restlos Zweckmäßigen[1]) nicht zu erfüllen schien. Indessen spielt hier die Tatsache mit hinein, das es noch garnicht bis zur Entwicklung des Zweckmäßigsten, des Standarttyps gekommen war.

Wurde hiermit versucht, das Widerstreben des Stoffes gegen lyrische Verarbeitung zu erklären, so kommen wir bei einer Untersuchung der epischen Verwertbarkeit auf dieselben Widerstandsgründe. War es dort die rein stofflich aufdringliche Nähe, so ist es hier die praktische. Die epische Dichtung flicht den Einzelfall als Glied in die große Kette der Entwicklung ein. Das kann praktisch leichter gelingen bei einem Stoff, von dem der Schaffende bereits einen zeitlichen Abstand hat, wie die markanten Linien einer Landschaft auch erst in einiger Entfernung hervortreten, in der das Auge nicht mehr durch störende und irreführende Einzelheiten abgelenkt wird.

Die hier kurz dargelegten Anschauungen wären noch tiefer zu begründen und weiter zu belegen, doch will die vorliegende Untersuchung keine literarästhetische, sondern in erster Linie eine literarhistorische sein.

---

1) Vergl. Goethe zu Eckermann April 1827.

Die neue Zeit.[1]

Der Arbeiterstand.

Der Stand, der durch die neue Produktionsart mit Maschinenbetrieb und den infolgedessen sich entwickelnden Großbetrieb am stärksten getroffen wurde, war der Arbeiterstand.

Die bisherige Produktionsweise war Hausproduktion gewesen. Unternehmer und Arbeiter bildeten eine Familie, die Gehilfen waren Gesellen und Lehrlinge, sie waren unverheiratet, aßen am Tisch des Meisters, schliefen in seinem Hause und unterstanden ihm wie Kinder dem Vater. Sie hatten somit keine Selbständigkeit und nicht die Eigenschaft eines Staatsbürgers. Sie waren in ihrer ganzen Lebenshaltung unmittelbar abhängig davon, wie es der Familie ihres Meisters erging, standen also in familiärer Interessengemeinschaft mit ihr.

Heiratete einer der Gehilfen, so geschah das erst, wenn er Meister und selbständig war. Der Schritt vom Arbeiter zum Unternehmer war jedem nach seiner Tüchtigkeit möglich.

Alle diese Verhältnisse änderten sich, sobald aus der häuslichen Produktion eine solche in großen Betriebsstätten und Fabriken wurde. Kam früher auf wenige Arbeiter ein Herr,

---

1) Vgl.: H. v. Treitschke „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" Leipzig 5. Aufl. 1897 Bd. IV, Bd. V.

Th. Ziegler „Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. Jahrhundert" Berlin 1899, 3. Aufl.

Gustav Schmoller „Über die Entwicklung des Großbetriebes und der sozialen Klassenbildung" Pr. Jbb. Bd. 69.

Grothe „Bilder und Studien zur Geschichte der Industrie" Berlin 1870.

Christian Meyer „Zur Geschichte des deutschen Arbeiterstandes" München 1906.

Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften, hgg. von Kuno von Frankenstein, Leipzig 1894, von dem Borght „Das Verkehrswesen".

so beschäftigte jetzt ein Unternehmer bis zu vielen Hunderten von Arbeitern. Die Familienstellung des Arbeiters innerhalb des Unternehmens und damit die enge Interessengemeinschaft hörte auf, er mußte in seiner Stellung als Gehilfe sein Leben lang bleiben, wurde also, ohne die leitende Stellung eines Meisters einzunehmen, Familienoberhaupt und damit der Rechte eines Staatsbürgers teilhaftig. Durch diese neu gewonnene Selbständigkeit war die Möglichkeit zu Differenzen zwischen Unternehmer und Arbeiter gegeben. Der Großbetrieb war in der Lage, seine Waren viel billiger herzustellen als dies bei der Hausindustrie geschehen konnte, er zwang damit die Arbeitskräfte in seinen Dienst. Die freie Konkurrenz zwang den Unternehmer, immer billiger zu produzieren und den Wert der Arbeit für den Arbeiter herabzusetzen. Die wehrlose Lage des Arbeiters wurde denn auch in der ersten Zeit von gewissenlosen Unternehmern in der härtesten Weise ausgenützt (Manchestertum und Verlagssystem). Diese Bedrückung zusammen mit dem Bewußtsein, lebenslänglich zum Los des Arbeiters, gar Handlangers der seelenlosen Maschine verurteilt zu sein, erfüllte die Arbeiter mit Haß gegen den Fabrikanten und sein williges Werkzeug, die Maschine.

Die hier skizzierte Entwicklung trat zunächst erst in England ein, wo die Arbeiter bereits um die Wende des Jahrhunderts durch das Land zogen und alle mechanischen Vorrichtungen bis zum Dreschflegel und der Sichel herab zerstörten. In Deutschland setzen die Entwicklung des Fabrikgroßbetriebes und die damit zusammenhängenden Reibungen erst etwa 1830 ein. 1832 finden in Leipzig ähnliche Unruhen statt, wie früher in England, so wollen die Drucker die neue Schnellpresse zerstören, in Chemnitz wird ein Fabrikant bedroht, im Magdeburgischen und Braunschweigischen erheben sich noch mehr solcher lokalen Unruhen. Indessen war die Lage der Arbeiter in Deutschland noch nicht so schlecht, daß es zu einem allgemeinen Aufruhr hätte kommen können. Durch das spätere Einsetzen der industriellen Entwicklung waren die Verhältnisse in Deutschland von vornherein gesunder als in England, wo bereits 1835 ein Schutzgesetz erlassen werden mußte gegen die Beschäftigung von Kindern unter 9 Jahren in Fabriken. Im selben Jahre bildete

sich dort der Chartistenbund, dessen Arbeiter-Marseillaise den „König Dampf" verfluchte, „den Tyrannen, den der weiße Sklave kennt".

Ein grelles Licht fiel plötzlich auf die deutschen Verhältnisse, als im Jahre 1844 in Schlesien Weberunruhen ausbrachen. War hier auch die Maschine nicht unmittelbar im Spiel, so konnten die Handarbeiter doch nur dadurch so ausgesaugt werden, daß sie gerade in der Weberei einer ganz gefährlichen, durch die Dampfmaschine unterstützten Konkurrenz gegenüber standen. Dieser Weberaufstand mit seinen Bildern gräßlichsten Elends und tiefster Gesunkenheit machte die Öffentlichkeit aufmerksam und wandte die Blicke Aller der sozialen Lage des vierten Standes zu. Wie stark das Ereignis gerade die Literatur beeinflußte, werden wir später sehen.

Dennoch muß man sich hüten, die Berliner Revolution von 1848 allzu eng mit den sozialen Ereignissen zu verknüpfen. Soviel sozial unzufriedene Elemente mitgewirkt haben mögen, hat sie doch mehr ihre Wurzeln in den geistig-politischen Freiheitsideen, die einerseits bis in die Freiheitskriege zurückgingen, anderseits seit der Julirevolution gepflegt wurden: In ihrer wahren Bedeutung war sie eine Reaktion gegen die Unterdrückung des freien Gedankens in den mittleren gebildeten Ständen.

Im Laufe der vierziger Jahre befreit sich Deutschland allmählich von dem wirtschaftlichen Übergewicht Englands [1]), sodaß die Fabriken immer mehr Kräfte einstellen konnten, Consum und Produktion begannen sich gegenseitig zu steigern.

Kurz hingewiesen sei hier noch auf eine Erscheinung der vierziger Jahre, die so ziemlich jedem Dichter jener Zeit Anregung und Motive gegeben hat: Die Auswanderung nach Amerika. Sie hatte nicht erst jetzt eingesetzt, aber doch in diesen Jahren erschreckende Dimensionen angenommen [2]) Zudem

1) Eine kleine Illustration bietet das Anwachsen der Fabriken in Berlin, die 1840 29 Maschinen mit 392 PS, 1849 bereits 193 Maschinen mit 1265 PS in Betrieb hatten.

Die deutschen Eisenbahnen die noch bis zum Ende der vierziger Jahre im Bezug von Lokomotiven und Wagen auf England angewiesen waren, konnten schon 1870 ihren ganzen Bedarf in Deutschland decken.

2) Betrug 1840 die Zahl der Auswanderer noch 3400 jährlich, so war sie bis 1847 schon auf rund 110000 gestiegen.

wurde sie in gewissenlosester Weise unterstützt, weil man Übervölkerung fürchtete und auf diese Art die unruhigen Elemente am einfachsten los zu werden hoffte.

Die weitere Entwicklung der sozialen Lage des vierten Standes ging in ruhigere Bahnen über. Es zeigte sich, daß die Großindustrie die vorhandenen Arbeitskräfte nicht überflüssig machte, im Gegenteil, die Masse gewann nach dem in den sechziger Jahren erfolgten Zusammenschluß an wirtschaftlicher Bedeutung und politischer Macht.

Ohne große, gewaltsame Ereignisse spielte sich die stille Tragödie des kleinen zu Grunde gehenden Handwerkers ab, der schärfer hervortretende Gegensatz zwischen Arm und Reich schuf wohl eine dumpfe Gewitterstimmung, brachte aber nicht zerstörendes Unwetter, sondern die schrittweise Entwicklung, in der wir heute noch stehen.

Adel und Bürgertum.

Auch den oberen Ständen, dem Adel und dem begüterten Bürgertum, brachte die neue Zeit tief einschneidende Veränderungen und Machtverschiebungen. Abgesehen von den wenigen großen Handelsplätzen, in denen von jeher Bürgerfamilien wirtschaftlich an erster Stelle standen, zersplitterte sich die wirtschaftliche Bedeutung und das bürgerliche Kapital im Lande in viele kleine Teile. Der Adel war als Landbesitzer Großkapitalist, wo das nicht zutraf hatte er eine fest gegründete Stellung in Staatsverwaltung und Heer.

Es trat ihm kein Gegner entgegen, der ein wirtschaftliches Übergewicht zur Durchsetzung eines einheitlichen Willens entgegenzusetzen gehabt hätte.

Sobald der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Bedeutung Deutschlands sich vom Ackerbau zur Industrie hin verschob, änderte sich die Lage des Adels. Hand in Hand mit der Zentralisation der Produktion ging die Bildung großer Kapitalkräfte, und da der Adel sich von dieser Art Geld zu verdienen fernhielt, sammelten sich die Kapitalkräfte und damit die Fäden der wirtschaftlichen Kraft in bürgerlichen Händen. Der Adel soweit er nicht Großgrundbesitzer und wirtschaftlich kräftig war, sah seinen Einfluß auf die Domäne Heer und Staat beschränkt.

So sehen wir seit den 30er Jahren abgewirtschaftete Rittergüter in die Hände von bürgerlichen Kapitalisten übergehen, die den Betrieb modernisierten, ihn mit Fabrikbetrieben in Verbindung brachten, oder auch die ehemaligen Besitzungen zur Folie ihrer neugewonnenen Macht benutzten. Das war dann der „neue Adel“, der „Geldadel“, ohne die feste Tradition, gleichsam in der Luft hängend, und darum treffen wir in dieser Zeit soviel unerfreuliche Erscheinungen von Kulturlosigkeit und Herzenshärte.

Wie grelle Bilder am festesten im Gedächtnis haften, so ist es auch mit solchen Typen der ersten Zeit. Daneben gab es auch Tüchtigkeit im großen Stil, die sich nicht mit Formen schmückte, die, sobald sie traditionslos werden, zu lächerlichem Flitter werden. In der Literatur treffen wir diese Erscheinungen erst später an, als die Periode der sozialen Entrüstung verflogen ist und auch liebevolles Eingehen auf die tüchtige, kulturell wertvolle Arbeit des Fabrikherrn und Großkaufmanns zur Geltung kommt.

Verkehr.

Es ist nicht nur die Gleichheit der dienstbar treibenden Kraft, des Dampfes, die modernes Fabrikwesen und Eisenbahn verbindet, vielmehr stehen sie in einem Verhältnis notwendiger Ergänzung zu einander. Es ist ein wunderbares Zeugnis von der Ökonomie in der großen Entwicklung der Welt, daß sich diese beiden Ergänzungen zu einander fanden, als es an der Zeit war. Wir wollen hier auch noch den dritten, nicht minder wichtigen Faktor nennen, der etwas später hinzutrat: Das neue Nachrichtenmittel, den elektrischen Telegraphen.

Erst das neue Verkehrsmittel machte es möglich, ohne unrationellen Aufwand an Zeit und Kraft die in einem Produktionszentrum hergestellten Güter auch in die abgelegensten Verbrauchsbezirke zu befördern, andrerseits auch die Rohstoffe ohne zu große Kosten herbeizuschaffen. Günstige Verkehrsverhältnisse machten es jedem Landesteile möglich, an dem industriellen Aufschwung teilzunehmen. Die Heranziehung und Konzentrierung der nun nicht mehr seßhaften Arbeitskräfte wurde erst so möglich. Andrerseits wich damit die Gebunden-

heit der unteren Klassen. Der Arbeiter konnte zur besseren Ausnutzung seiner Arbeitskraft billiger und schneller einen anderen Platz suchen.

Doch nicht allein die wirtschaftlichen Vorteile waren es, die die Eisenbahn so wichtig erscheinen ließen. Wer in den Fabriken noch nicht den Hauch einer neuen Zeit verspürt hatte, der konnte sich beim Anblick der Eisenbahn den neuen Gedanken nicht verschließen. Und in der Tat griffen hier die Folgen tief in die Entwicklung der politischen und kulturellen Verhältnisse ein: Es mußten neue Menschen sein, die nun mit hundertmal mehr Mitmenschen in Berührung kamen, als das bisher möglich und die Regel war, die leicht in fremde Länder kamen, dort neues Verständnis gewannen und sich von der internationalen Interessengemeinschaft überzeugen konnten, die lernten, dem Bedürfnis des sozialen Zusammenhanges gerecht zu werden.

Die politisch einigende Wirkung guter Verkehrsmöglichkeiten ist von vornherein erkannt und gepriesen worden. Die strengere, straffere Form des Verkehrs, die größere Härte und Unerbitterlichkeit des Kampfes ums Dasein schuf einen neuen Sinn für Wirklichkeit, für Objektivität; hier führen die Verbindungsfäden zur geistigen Entwicklung hinüber.

Auf der anderen Seite konnte eine gewisse Verflachung nicht ausbleiben, materiell, geistig, künstlerisch. Es wurde viel „Fabrikware" massenweise, geschmacklos, nicht gediegen und solide hervorgebracht. Das war so mit Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens, mit literarischen Erzeugnissen, die für Journale und Zeitungen, für den Tag gearbeitet wurden, und war so mit leicht erworbener Scheinbildung. Einsichtige warnten, vielleicht zu pessimistisch, sie wollten das Kind mit dem Bade ausschütten. Aber die Entwicklung erwies sich in der neuen Richtung trotz ihrer Kinderkrankheiten als gesund, sie setzte sich durch. Um 1840 war sogar die Bejahung der neuen Entwicklung so überwiegend, daß ein förmliches Eisenbahnfieber ausbrach. Auch hier gab es Schädlinge, Schwindelunternehmen schlauer Industrieller, aber die endgültige Wirkung war doch die, daß man energisch und zielbewußt dem triumphierenden König Dampf durch alle Lande den Weg bereitete.

Die Dichtung vor 1830.

Eine Kunst, die nicht an den wichtigsten Erscheinungen der neuen Zeit vorübergehen und damit auf den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben verzichten wollte, mußte einseitige Ideale aufgeben, die den Stoff beschränkten oder gar einen mit dem Leben aufs innigste verbundenen Kreis von Stoffen als unpoetisch ausschalteten.

Noch ehe eine wirtschaftlich und sozial neu gestaltete Welt neue Forderungen an die Kunst stellte, trat diese in einen Anschauungskreis ein, von dem aus es ihr nicht nur möglich, sondern eine innere Pflicht war, diesen neuen Anforderungen Genüge zu leisten. Diese Art künstlerisch-monistischer Weltanschauung wurde im „Athenäum“ mit dem Programm proklamiert: „Romantische Poesie ist fortschreitende Universalpoesie.“ Dieses Programm verband sich mit der Forderung Schellings an die Kunst, das Unendliche im Endlichen zu erkennen und durch das Endliche darzustellen.

Zur Verwirklichung dieser Ideen finden wir bereits bei Novalis Ansätze in dem Versuch einer Reproduktion der gesamten Wirklichkeit. Novalis unvollendeter „Heinrich von Ofterdingen“ war als Roman der Poesie der erste von sieben geplanten, von denen die übrigen sechs die Physik, das bürgerliche Leben, die Handlung (Handel), Geschichte, Politik, Liebe zum Gegenstand haben sollten.[1])

Hätte die industrielle Entwicklung in Deutschland in dieser Zeit eingesetzt, wäre die soziale Frage in der neuen Form eher akut geworden, so wäre ihr vielleicht der Boden bereitet gewesen, in dem künstlerischen Stoffgebiet Platz zu finden. Aber die Zeit war noch nicht reif, die Forderungen der Wirklichkeit

---

1) Vergl. Tiecks Nachwort zum „Heinrich von Ofterdingen.“

noch nicht stark genug. Die Kunst streckte eine Hand aus, die zu ergreifen vorerst noch eine andere Hand fehlte.

Was die großen, umfassenden Geister der Frühromantik gewollt hatten, versank so allmählich. Mit der Bildung einer Schule, die auch kleinere Geister umfaßte, die dem Gesetz der Erstarrung unterlag, sank die Romantik aus dem Anlauf auf einer weltenweiten Bahn zu freier, vielseitiger Betätigung zurück in ein enges, weltfremdes Programm.

Ein kleines, wenn auch extremes Zeugnis dafür, was man der „poetischen Lesewelt" bieten durfte, ist die Vorrede des der Politik überdrüssig gewordenen Nikolaus Müller zu seinen Gedichten[1]: „Ich übergebe diesen ersten Band meiner vermischten meist lyrischen Gedichte der poetischen Lesewelt mit dem Selbstvertrauen eines Dichters, der von der gemütlosen, politisch-prosaischen Außenwelt gar keine Notiz nimmt." Hier war es klar ausgesprochen, wohin sich die Romantik entwickelt hatte. Und selbst diese Entwicklung, als ein so starker Abfall von den Ideen ihrer Begründer sie erscheinen mag, stand in einem sinnvollen gesetzmäßigen Zusammenhang.

Gegenschlag holt weiter aus als Schlag, eine Bewegung, welche die Eigenschaften einer Reaktion, eines Kampfes hat, ist keine ruhig fließende Stelle im Strom der Entwicklung, sondern ein Fall, der die Wasser mit größerer Geschwindigkeit dem Meere zutreibt, der aber auch Strudel und Stromschnellen hat, dessen Wasser getrübt sind von aufgewühltem Erdreich, aber voll Leben und Bewegung.

So stellt sich uns das Erwachen des Wirklichkeitssinnes, der Kampf gegen die sterbende Romantik — diese im engeren parteimäßigen Sinne verstanden — dar.

* * *

Bei dem Bild, das wir von der jüngeren Romantik haben, muß es erstaunlich scheinen, daß der erste deutsche Dichter, der in eines seiner Werke Gedanken über die industrielle Entwicklung und ihre Folgen einflicht, Eichendorff ist. Daß seine Beschäftigung mit Zeitfragen in das allgemein eingeprägte Bild von ihm nicht aufgenommen ist, mag daran liegen, daß solche Äußerungen

1) Niklas Müller, Gedichte 1. Band, Mainz 1810.

nur verstreut vorkommen, in erster Linie aber daran, daß seine künstlerische Kraft sich in ganz anderer Richtung betätigt hat, wie wir das bei den meisten anderen Dichtern noch finden werden.

Dieser erste Hinweis auf die neue Zeit findet sich in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“, den er 1811 vollendete, 1814 aus den Händen gab. Er sagt dort[1]): „Wohl ist der Weltmarkt großer Städte eine rechte Schule des Ernstes für bessere, beschauliche Gemüter, als der getreueste Spiegel ihrer Zeit. Da haben sie den alten, gewaltigen Strom in ihre Maschinen und Räder aufgefangen, daß er nur immer schneller und schneller fließe, bis er gar abfließt, da breitet denn das arme Fabrikleben in dem ausgetrockneten Bette seine hochmütigen Teppiche aus, deren inwendige Kehrseite ekle, kahle, farblose Fäden sind, verschämt hungern dazwischen wenige Bilder in uralter Schönheit verstaubt, die niemand betrachtet, das Gemeinste und das Größte, heftig aneinander geworfen, wird hier zu Wort und Schlag, die Schwäche wird dreist durch den Haufen, das Hohe ficht allein.“

Das ist ein klares, zum Teil richtig vorausgesehenes Bild der Entwicklung; Eichendorff erkennt auch in dieser Entwicklung den gewaltigen Strom lebendigen Geschehens und Schaffens, aber er wendet sich voll Ekel ab und hofft auf eine bessere Zeit. Der Strom wird abfließen, die Entwicklung wird eine andere Richtung einschlagen. Was er im übrigen urteilt, ist so klar und weit vorausgesagt, daß es uns fast seherisch anmuten muß. Es wird eine schönheitsarme Zeit kommen, „das Gemeinste und das Größte, heftig aneinander geworfen“, und „die Schwäche wird dreist durch den Haufen, das Hohe ficht allein“.

So sehr aber den Dichter die gemeine, schönheitsarme Wirklichkeit abstößt, abzuwenden vermag er sich doch nicht von ihr und ihren Forderungen: „Friedrich sah zum ersten Male so recht in den großen Spiegel, da schnitt ihm ein unbeschreiblicher Jammer durch die Brust.“ — Erstaunt sieht er, wie wenig er noch zu seiner eigenen wahren Befriedigung in dieser Welt geschafft hat, ihn ekeln „die falschen Dichter an mit ihren

---

1) Werke, hgg. von Krähe, Bd. 2 S. 154.

Taubenherzen, die, uneingedenk der himmelschreienden Mahnung der Zeit, ihre Nationalkraft in müßigen Spiele verliederten“. Hier erleben wir in Friedrich die Umwandlung, die wir später an Wilhelm Meister sich vollziehen sehen.

An den einzelnen Erscheinungen der Zeit ging Eichendorff noch fernerhin mit Mißmut vorüber, so äußert er sich in dem Gedicht „Ihr habt es ja nicht anders haben wollen“[1]) und in dem Fragment „Ein Auswanderer“, wo er spöttisch aus dem Geist des Auswanderers heraus sagt:[2])

„Europa, du falsche Kreatur!
Man quält sich ab mit der Kultur,
Spannt vorn die Lokomotiven an,
Gleich hängen sie hinten eine andere dran,
Die eine schiebt vorwärts, die andere retour,
So bleibt man stecken mit der ganzen Kultur.“

So wenig er indessen die neuen vermeintlichen „Kulturerrungenschaften“ für fördernd hielt, so verurteilte er es noch im Alter (1848) als töricht, „die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignorieren und das Vergangene als Zukunft fixieren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitwandlungen ein unzertrennlicher Strom wären“.

Zu der Zeit, als Eichendorff seinen Roman „Ahnung und Gegenwart“ abschließt, scheint Goethe, nach seiner dichterischen Produktion zu urteilen, fern von der Stimmung der Zeit zu sein. Man verdachte ihm, daß er nicht stärkeren Anteil an der politischen Lage Deutschlands nahm.[3])

Und doch ging der weimarische Staatsminister den Forderungen der Wirklichkeit eifrig nach, war in genialer Vielseitig-

1) Werke 1, 152.

2) Werke 1, 18.

3) So sagt Goethe selbst in „Des Epimenides Erwachen“ (1815):

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit Euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.“

keit intensiv praktisch tätig! Aber freilich war sein Wesen kein Bächlein, dessen unruhigen Bewegungen man jeden Stein, jede Stufe seines Bettes anmerkt, sondern ein gewaltiger, majestätischer Strom, der wohl alle Einflüsse der Wirklichkeit mit aufnahm, ohne daß jedes Auge sein Reagieren gleich erkennen und übersehen konnte. Goethes schöpferisches Handeln als das eines Genies beschränkte sich eben nicht auf die dichterische Äußerung.

Mit seiner enormen Aufnahmefähigkeit ging er den verschiedensten praktischen Anregungen nach, arbeitete auf eigene Hand Ideen und Pläne aus, die ein Zeugnis für seinen weiten und richtig wertenden Blick sind; so beschäftigt er sich mit dem Plan, Rhein und Donau zu verbinden[1]), so findet ihn Eckermann über den Karten und Plänen zum Bremer Hafenbau. Lange bevor in Deutschland die erste Eisenbahnschiene gelegt ist, äußert er zu Eckermann seine Ansicht über die voraussichtliche günstige, politisch einigende Wirkung des neuen Verkehrsmittels.[2])

Der Dichter Goethe, der sich seiner „Ruhestunden schämte", machte von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" zu den „Wanderjahren" den gewaltigen Schritt vom 18. zum 19. Jahrhundert. Wenn auch erst nach der Ausgabe von 1821 die „Wanderjahre" in den Beziehungen zur Gegenwart (den gegenständlich sozialen Fragen) ausgebaut wurden, der Umbildungsprozeß, der Übergang vom Winckelmannschen zum Pestalozzischen Ideal mußte schon bei der Konzeption und den ersten Ausarbeitungen vor sich gegangen sein. In einem anderen Sinne könnte uns ja auch die Fortsetzung der „Lehrjahre" nicht innerlich notwendig erscheinen.[3]) Wilhelm Meister, dessen Entwicklung und Ausbildung ganz nach dem subjektiven Bildungsideal des 18. Jahrhunderts — wesensentsprechende Ausbildung aller Fähigkeiten zu größter Schönheit und vollkommener Abrundung

1) Eine anscheinend von diesen Plänen herzuleitende Anregung findet sich in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" II,7.

2) Zu Eckermann im Oktober 1828: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde, unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige tun."

3) Vergl. dasselbe Verhältnis zwischen Faust 1. und 2. Teil.

des Individuums — vor sich ging, wird in den „Wanderjahren" ein Glied der Allgemeinheit, verpflichtet, sich ihrem Dienst zu widmen und deshalb seine Fähigkeiten in zweckmäßiger Beschränkung zu diesem Beruf auszubilden. Diesen Grundzug trug schon die Ausgabe „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden, erster Teil" 1821. Bielschowsky nimmt an[1]), daß Goethe schon damals die Absicht gehabt habe, wirtschaftspolitische Erörterungen in die „Wanderjahre" einzuflechten, sie aber dem geplanten zweiten Teil vorbehalten habe. Jedenfalls ist sicher, daß ihm eine Anzahl von Werken[2]), die kurz nach 1821 erschienen, darunter besonders St. Simons „Système industriel" (Paris 1821) und „Catéchisme des industriels" (Paris 1823), neue starke Anregungen gaben.

Von 1825 bis 1829 vervollständigt nun Goethe den Roman, und an den Zusätzen gegenüber der Ausgabe von 1821 erkennen wir die Anregungen, die er aus den inzwischen erschienenen Schriften und gemachten Erfahrungen aufgenommen hat. Goethe hat damals schon erkannt und als den richtigen Weg der Entwicklung angesehen, daß Deutschland vom Ackerbau zur Industrie übergehen, wenigstens diese neben jenem treiben würde und müsse. Trotz der ungünstigen Berichte seines Freundes Heinrich Meyer über die Notlage der Weber in der Schweiz, die er in den „Wanderjahren" benutzte, sah er voraus, daß für den Arbeiterstand eine neue, bedeutsame, ihn kulturell hebende Zeit kommen würde. Allerdings sah er auch voraus, welche verflachende, zunächst zum Materialismus führende Wirkung die neue Zivilisation ausüben würde.[3])

1) Bielschowsky „Goethe, sein Leben und seine Werke", 18. Aufl. München 1909 Bd. 2 S. 515.

2) Bielschowsky, ebda.

3) Weimar. Ausg. Briefe 39 S. 216. An C. F. Zelter [6. Juni 1825?] — „Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen; Reichthum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wonach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Facilitäten der Communication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und es ist ja auch das Resultat der Allgemein-

Er begnügt sich aber nun nicht damit, wie Eichendorff aphoristische Bemerkungen einzuflechten, oder gar, wie es später in Romanen der Fall ist, neben der Handlung in Form von Dialogen die neuen Fragen diskutieren zu lassen, vielmehr wird bei ihm das Thema Handwerk—Maschinenfabrikation ein integrierender Bestandteil der Geschichte, die sich zwischen Nachodine und dem Faktor abspielt. Hier ist es der Unterschied zwischen der alten Anschauung für die Handarbeit mit ihren Gemütswerten und der anderen, die vor allem rationell arbeiten will, der zum ersten Mal zwei Menschen trennt.

Goethe gibt der modernen Anschauung recht. Der Faktor führt den Maschinenbetrieb ein, und siehe, er macht die Weber nicht brotlos, sondern es werden vielmehr die Bewohner des „arbeitslustigen Tales auf eine andere, lebhaftere Weise beschäftigt".

Die Vorliebe der sozialen Romane, die Rolle des Mannes, der die bedeutungsvolle Zukunft der neuen Erfindungen erkennt und sie ausnutzt, einem Amerikaner zu übertragen, stammt von den „Wanderjahren" her. Diese Menschen, die nicht mit Traditionen und Vorurteilen belastet waren[1]), die das Leben dazu heran gebildet hatte, frisch zuzugreifen und alle Möglichkeiten der Gegenwart zu nutzen, sie schienen ihm vor Allem berufen, die neuen Ideen zu verwirklichen, wie es in den „Wanderjahren" der Oheim tut. Ganz nach ihm modelliert sind die beiden Ideal-Deutsch-Amerikaner Ackermann und Buchholz in den „Rittern vom Geist" und den „Rittern der Industrie".

Da wir von Goethes Interesse für die neue Erfindung sprechen, möge hier erinnert sein an seine Begegnung mit

---

heit, daß eine mittlere Cultur gemein werde, dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode und was nicht alles."

1) „Du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte,
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit."

J. A. Stumpf, dem Hofinstrumentenbauer des Königs von England.

In der von Ottilie von Goethe handschriftlich herausgegebenen Privatzeitschrift „Chaos“ finden wir in Nr. 5 des Jahrgangs 1831 ein Gedicht Stumpfs mit dem Titel „Der Kampf der Elemente“, dessen Inhalt eine Verherrlichung der Dampfmaschine ist. Uns ist Stumpfs Erzählung von seinem Besuch bei Goethe überliefert.[1]) Goethe hatte gehört, daß Stumpf in seinen Mußestunden dichte und sich gerade die Dampfmaschine zum Vorwurf genommen habe. Er begehrte das Gedicht zu sehen, lobte es außerordentlich, verbesserte selbst Einiges und veranlaßte die Aufnahme im „Chaos“. Auch dieses persönliche Interesse sei ein Zeichen, wie weit, auch im künstlerischen Empfinden, Goethe mit der modernen Zeit mitging. Der weniger schwerfällige Teil das Gedichtes, der eine Reihe von Gedichten wie „Mythos vom Dampf“, „Junker Dampf“, „Poesie des Dampfes“ usw. einleitet[2]), sei hier mitgeteilt:

— „Die Wut des Feurs, des Wassers Macht,
Hat er in seine Gewalt gebracht.
Er trennt durch eine dünne Wand
Die Feinde, die von Wut entbrannt.
Die Flammen an dem Kessel wüten,
In dem voll Zorn die Wellen sieden,
Und streben, sich am Feind zu rächen,
Den starken Kerker zu zerbrechen.
Ein blanker Stab steigt magisch hoch empor
Vom Dampf verfolgt durch ein gewaltig Rohr,
Im Nu stürzt in die heiße Flut
Ein kalter Strom, schreckt seine Wut;
Gleich sinkt der Stab — im Augenblick

---

1) Max Maria von Weber, Werke hgg. von Maria v. Wildenbruch Berlin 1907 S. 271 „Goethe und die Dampfmaschine“.

2) Vergleiche das weiter unten angeführte Lehrgedicht Erasmus Darwins, von dem Stumpf angeregt sein mag und dessen Einfluß, was Stil und Anschauung betrifft, durch Stumpfs Gedicht von England nach Deutschland hinüber gewirkt hat.

Scheucht ihn der heiße Kampf zurück.
Der blanke Stahl steigt auf und nieder,
Belebt zum Streben alle Glieder
Nach einem Ziel. Der große Bau
Folgt stets des Meisters Sinn genau." —

Um 1830 veröffentlichten zwei deutsche Schriftsteller ihre Eindrücke, die sie in dem Lande der Maschine, wie man damals England gern nannte, empfangen hatten: Heinrich Heine [1]) und Fürst Pückler-Muskau [2]).

Als Heine nach England ging, hatte die Romantik ihn noch stark in ihrem Bann, so heftig er auch schon gegen die Romantik als Schule für die Verbindung von Dichtung und Leben eingetreten war; er selbst hatte sich mit den volkswirtschaftlichen Fragen der Zeit noch nicht beschäftigt. Die Art, wie er im „Ratcliff" [3]) flüchtig die soziale Frage berührt, zeigt, wie wenig Gefühlswert noch für ihn darin lag.

Noch sah er nicht das gewaltige Kreisen der Welt, noch sah er durch Rauch und Qualm der Maschinen nicht das Bild einer besseren Zukunft. Alles, was er in England von Industrie sah, flößte ihm Abscheu, Ekel und Grausen ein, selbst die Menschen schienen ihm ganz zu seelenlosen Maschinen geworden zu sein: „Schickt keinen Poeten nach London! Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz." Die poetische Stimmung entfloh vor Dampf und Gas und von Helgoland aus schrieb er 1830 [4]): „Nimmermehr nach diesem schnöden Land, wo die Maschinen sich wie Menschen und die Menschen sich wie Maschinen geberden. Das schnurrt und schweigt so beängstigend." — Heine hatte sich in dieser Zeit erst nach einer Seite hin zu einer sich in die Allgemein-

1) H. Heine „Englische Fragmente" 1827—1828.

2) „Briefe eines Verstorbenen", München und Stuttgart 1830—1831, 4 Bde.

3) Werke hgg. v. Elster, Bd. 2, S. 323.

4) Werke Bd. 7, S. 43.

heit einordnenden und mit ihr sich auseinandersetzenden Persönlichkeit entwickelt: nach der politischen.

Im übrigen war er noch verschlossen, zog sich wie vor einer unangenehmen Berührung in sich zurück, wo die harte, laute Gegenwart an ihn herantrat. Er war der Aristokrat, der er im Grunde immer geblieben ist, wie er das selbst als ein Hindernis für sein Wirken fürchtete: „Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfnisse versenke, vergesse ich mich selbst; am gefährlichsten ist mir noch jener brutale aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir soviel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert. —" [1])

Die Abneigung, die Heine gegen das industrielle England zeigte, hätte man viel eher von dem Mitglied des Feudaladels, dem Fürsten Pückler erwarten sollen. Wir erleben hier aber eine vollkommene Umkehrung. Pückler reist mit offenem, fröhlichem Blick durch England, willig, die Erzeugnisse der Technik zu bewundern, die neuen Bilder selbst mit poetischen Gefühlen verbindend: „Der Geist geht in Dampf auf, aber er verflüchtigt sich nicht. Er bleibt mit göttlicher und menschlicher Bewilligung dein legitimer Sklav. Dies sind die Wunder unsrer Zeit, die wohl die alten heidnischen und selbst christlichen aufwiegen," [2]) — und: „Die Gegend — hier aber noch vielfach durch Hochöfen, Zinn- und Eisenwerke belebt, deren Feuer in gelb, rot, blau und grünlichen Farben spielen, und aus turmhohen Feueressen lodern, wo sie zuweilen ganz die Form großer Blumen annehmen." [3]) Pückler bringt seine Eindrücke nicht in gebundener künstlerischer Form, aber wir glauben doch zu empfinden, daß er als Erster mit wahrem künstlerischen Empfinden Bilder geschaut hat, deren poetischer Stimmungsgehalt erst viel später, erst in neuester Zeit empfunden und gehoben wurde. Seine Reiseberichte erregten soviel Aufsehen und fanden so großes Interesse gerade im literarischen Publikum, daß seine Ansichten über den Industrialismus in der zeitge-

1) Briefe, hgg. v. Daffis, Berlin 1911, 19. November 1830 an Varnhagen von Ense.

2) „Briefe eines Verstorbenen" Bd. 4 S. 251.

3) „Briefe eines Verstorbenen" Bd. 2 S. 253.

nössischen Literatur bedeutenden Einfluß haben mußten. Es sei noch folgende Stelle zitiert[1]): „Dieses Rad hatte die Kraft von 80 Pferden, und die reißende Geschwindigkeit, mit der es sich drehte, der grausende Lärm, der im Moment, wo es angelassen wird, ertönte, die Funken sprühenden Feuerherde, und umher, wo das Eisen glühte, und die halbschwarzen nackten Figuren dazwischen, die mit Hämmern und Keulen wild hantierten und die rotzischenden Tafeln umherwarfen — es paßte Alles vortrefflich zu einem Bilde der Schmiede Vulkans. Wer dächte hier nicht an Menzels „Eisenwalzwerk"? Der Vergleich der Fabrik mit der Schmiede Vulkans kehrt später häufig wieder. Wir werden oft Gelegenheit haben festzustellen, daß Vergleiche aus Mythus und alter Zeit gern angewandt wurden.

Bei seinem Optimismus und seiner Lebensfreude aber verschloß sich Pückler doch nicht den weniger erfreulichen Beobachtungen und Erwägungen. Er hatte auch Unglück gesehen, das die Maschinen anrichteten, grausige Betriebsunfälle, Not und Unterdrückung unter den Fabrikarbeitern. Er sah auch, daß der Daseinskampf durch die industrielle Entwicklung eine grausame Härte annehmen würde.

Etwas später schreibt er aus Afrika[2]): „In den hiesigen Ländern kann man träge seyn und doch leben, das Nothdürftige ist so leicht und fast umsonst zu erlangen, die Bedürfnisse dabei überhaupt geringer — in dem größten Theil von Europa verhungert aber, wer nicht arbeiten will, oder wird in ein Arbeitshaus gesperrt; und die Concurrenz ist so furchtbar dringend geworden, daß Jeder, wie vom Rad einer Maschine getrieben, in Angst und Sorge rastlos vorwärts muß, wenn das Rad nicht über ihn weggehn und ihn zermalmen soll. Daraus entsteht dann, in fortwährender Steigerung, der Zustand, den wir Civilisation nennen, den die unwissenden Barbaren aber eher für eine fieberartige Krankheit halten!" Diese Bedenken machten ihn aber nicht irre: „Es hat Alles seine Schattenseiten, auch diese hochgesteigerte Industrie, doch ist sie deshalb nicht zu verwerfen"[3]).

---

1) Ebenda, Seite 254.

2) „Semilasso in Afrika", Stuttgart 1836, 3. Teil S. 223.

3) „Briefe eines Verstorbenen" Bd. 3 S. 265.

Die Entwicklung hat gelehrt, daß die sozialen und volkswirtschaftlichen Ausblicke, die der scharfsichtige Schriftsteller in seinen Reisebriefen gab, sehr richtig waren. Er wies darauf hin, daß im Gegensatz zu England, wo der Adel über reiche Mittel verfüge, in Deutschland Kampf zwischen Adel und Bürgertum entbrennen werde; er sagte voraus, daß Deutschland Industriestaat werden würde und müsse und ungeahnt schnell an die Seite des bisher einzigen Industriestaates England treten werde. Auch die Sorge, die man anfangs mit Recht für den vierten Stand hatte, der unter Preisdrückung und Übervölkerung leiden werde, erkannte und bezeichnete er als eine Kinderkrankheit des neuen Kulturfaktors Industrie.

Der Kuriosität halber sei hier angeführt, was er von einem englischen Phantasie-Roman erzählt, der im Jahre 2200 spielt: „Daß übrigens Luftballons das gewöhnliche Fuhrwerk sind und Dampf die ganze Welt regiert, versteht sich fast von selbst“ [1]).

---

1) Da unser Blick gerade nach England gerichtet ist, sei hier des Lehrgedichts des Erasmus Darwin gedacht, von dem bei der Erwähnung Stumpfs, des Harpmaker of Her Majesty, gesprochen wurde. Von Darwin erschien 1793 zu Dublin das Lehrgedicht „The botanic Garden“. Da es wohl das erste Gedicht ist, das sich in weit vorausschauender Weise mit der Erfindung der Dampfmaschine und möglicher Entwicklung der Luftschiffahrt befaßt, sei hier der in Betracht kommende Teil mitgeteilt (Part I, Canto I, Vers 253 ff.):

„Nymphs! you erewhile on simmering cauldrons play'd,
And call'd delighted savery to your aid;
Bad round the youth explosive Steam aspire
In gathering clouds, and wing'd the wave with fire;
Bade the cold steams the quick expansion stop,
And sunk the immense of vapour to a drop. —
Press'd by the ponderous air the Piston falls
Resistless, fliding through its iron walls;
Quick mores the balanced beam, of giant — birth;
Wields his large limbs, and nodding shakes the earth.
The Giant-Power from earths remotest caves
Lifts with strong arm her dark reluctant waves;
Each cavern'd rock, and hidden den explores,
Drags her dark coals, and digs her shining ires. —
Next, in close cells of ribbed oak confined,
Gale after gale, He crouds the struggling wind;

Die ersten Spuren vom Beginn des Maschinenzeitalters waren, wie wir gesehen haben, nicht zahlreich, aber als erste Urteile und als erste Versuche die neuen Bilder poetisch zu verarbeiten, verdienen sie besonderes Interesse. Einige größere, umfassendere Geister interessierte der neue Stoff, während das große Heer der kleineren Dichter und Bücherschreiber, dem die Trägheit der größeren Masse innewohnen muß, noch einige Schritte zurück war.

Mit dem Jahre 1830 etwa, nach der Julirevolution, beginnt ein neuer Abschnitt unserer Literatur. In dieser Zeit ist zu beobachten, wie die Unterschicht der Literatur, die große Masse in Bewegung kommt und sich dem neuen Stoffgebiet nähert, bis Ende der 40er und in den 50er Jahren der Fabrik-

---

The imprison'd storms through brazen nostrils roar,
Fan the white flame, and fuse the sparkling ore.
Here high in air the rising steam He pours
To clay-built cisterns, or to lead-lined towers;
Fresh throug a thousand pipes the wave distils,
And thirsty cities drink the exuberant rills. —
There the vast mill-stone with inebriate whirl
On trembling floors his forceful fingers twirl.
Whose flinty teeth the golden harvests grind,
Feast without blood! ano nourish human — kind.
— Now his hard hands on Mona's rifted crest,
Bosom'd in rock, her azure ores arrest;
With iron lips his rapid rollers seize
The lengthening bars, in thin expansion squeeze;
Descending screws with ponderous fly-wheels wound
The tawny plates, the new medallions round;
Hard dyes of steel the cupreous circles cramp,
And with quick fall his massy hammers stamp.
— The Harp, the Lily and the Lion join,
And George and Britain guard the sterling coin.
— Soon shall thy arm, Unquer'd Steam! afar
Dray the slow barge, or drive the rapid car;
Or on wide-waving wings expandet bear
The flying-chariot through the fields of air.
— Fair crews triumphant, leaning from above,
Shall wave their fluttering kerchiefs as they move;
Or warrior-bands alarm the gaping croud.
And armies shrink beneath the shadowy cloud.

roman geradezu „Mode“ wird. Wir werden aber auch dann wieder sehen, daß diese Masse der Kleinen in naturgemäßer Weise wieder einige Schritte zurück ist, denn die führenden Geister haben bereits wieder andere Bahnen eingeschlagen. — Die Generation des nun folgenden Zeitabschnittes von 1830 bis 1844 steht dem Problem bereits anders gegenüber als die in diesem ersten Abschnitt behandelten Dichter. Wenn auch noch keine Klärung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eingetreten war, so lagen nun doch auch in Deutschland praktische Erfahrungen und Wirkungen aus den neuen Verhältnissen vor. Die Behandlung des Themas baut sich bis auf einige wenige phantastische Dichtungen merklich auf wirklichen Verhältnissen und auf Anschauung auf.

Von der Julirevolution bis zu den Weberunruhen.

Die Julirevolution brachte nicht eigentlich einen Umschlag in der Entwicklung des geistigen und sozialpolitischen Lebens in Deutschland. Die Abkehr von den romantischen Idealen und das Erstarken des Wirklichkeitssinnes waren schon vorbereitet, wie Immermann bereits mit dem „Andreas Hofer" (1829) die Romantik in sich überwunden hatte, wie Heine auf demselben Wege war, wie wir an Goethe auch die entscheidende Wandlung gesehen haben.

Der Wetterschlag drüben löste aber auch in Deutschland die Spannung, die Entwicklung wurde nicht erst in die neuen Bahnen gelenkt, sondern nur beschleunigt.

Rückwärts lag eine Zeit vorwiegend ästhetischer Interessen, die junge Generation aber wollte eingreifen ins sittliche, gesellschaftliche und politische Leben. Der Sturm in Frankreich hatte das gepredigt, und das Wort wurde weitergegeben von Männern, die gehört wurden, von Wienbarg, Gervinus, Ranke, bis in die vierziger Jahre zu Echtermeyer und Ruge. „Herausstudiert" hatte man sich aus dem Leben, nun galt es, sich wieder hineinzuleben (Wienbarg 1834), eine neue Freude sollte einziehen am kräftig pulsierenden Leben, und da durfte auch der Dichter nicht in Fernen weilen oder romantisch versunken schwärmen, sondern gerade er war geeignet und berufen, mit dem lebendigen Wort für die Wohlfahrt der Nation und der Menschheit zu wirken. Schöpferisch ist die literarische Periode, die in dem „Jungen Deutschland" ihren charakteristischen Ausdruck fand, nicht gewesen. Ihr Verdienst war es, die Ideen ihrer Zeit ausgesprochen zu haben; was sonst an Sittlichem und Religiösem propagiert wurde, waren zum größten Teil verwilderte Ausläufer einer früheren, der romantischen Zeit.

Indem die Kunst ihren eigentlichen Zweck verließ und sich in den Dienst bestimmter, recht realer Ideen und Tendenzen stellte, verlor sie an Kultur der Form. Diese Erscheinung sowie ihr Gegenteil läßt sich in allen Zeiten feststellen, in denen die literarische Produktion solchen Bedingtheiten unterstand. Das Wort war bedeutend, das rhetorischen Erfolg hatte, der Stil der Flugblätter, Journale und Zeitungen. Der Prosaroman war die gegebene Form für eine solche Zeit. Was die 30er Jahre an Lyrik hervorgebracht haben, ist zumeist unberührt von diesen aufgeregten Wogen der Zeit, und auch im Drama waren unmittelbare Einflüsse nicht zu verspüren.

„Was die neue Zeit an poetischem Gehalte besaß, konnte nur der Romandichter erschöpfend aussprechen, wenn er in ungebundener Rede den Kämpfen und Widersprüchen des wirklichen Lebens nachging.“ (Treitschke). Der Roman kann den Stoff der Gegenwart ergreifen, kann die einzelnen Fäden des entstehenden Gewebes in epischer Breite, im Nebeneinander aufweisen. Die Lyrik dagegen braucht bereits eine gesättigte, verdichtete Atmosphäre, aus der sie ihre Stimmung schöpft, (die Sättigung kann in langsamer, historischer Verdichtung entstanden sein, oder in plötzlichem Auflohen die nötige Intensität für das künstlerische Erlebnis erlangt haben[1]).

Das Drama vollends scheint, wenn wir es historisch nach seiner Stoffwahl betrachten, den bedeutendsten zeitlichen Abstand zu verlangen, zum mindesten bevorzugt es ihn. Von den sonst auf die Literatur so stark wirkenden sozialen Kämpfen der 40er Jahre ist kein bedeutendes Drama angeregt worden, bis gut 40 Jahre später Hauptmann zu dem Stoff griff, den Lyrik und Roman schon sechs Jahre nach dem Weberaufstand wieder ganz hatten fallen lassen. Die kleinen Spiele „Auf der Eisenbahn“ usw., wie sie etwa Glasbrenner und Lenz um 1840 schrieben, kann man kaum anders denn als dialogisierte Feuilletons ansprechen.

— Ehe wir zu den ausgeprägten Ideen des jungen Deutschland kommen, seien noch einige Dichter erwähnt, die

———

1) Der erste Fall liegt vor etwa bei der modernen Großstadtlyrik, der zweite in der aufflammenden Lyrik bei nationalen Befreiungskämpfen.

ohne dieser Strömung zu folgen, die Eisenbahn in ihre Dichtungen verarbeiteten.

Chamisso hatte bereits soziale Stoffe behandelt, doch standen diese ziemlich zeitlos, außer dem Zusammenhang mit den modernen Verhältnissen da („Die alte Waschfrau", „Der Bettler und sein Hund"). An den politischen Umwälzungen nahm er Anteil und besang in feurigen Versen die Ereignisse der Julirevolution. Doch aber finden wir bei ihm nur ein Gedicht, das von der Eisenbahn spricht, das bekannte „Das Dampfroß" (1830)[1]. Und dies Gedicht bedeutet keine Stellungnahme,

---

1) Chamisso, Gedichte, 17. Aufl. Berlin 1861. S. 105.

„Das Dampfroß".

Schnell, schnell, mein Schmied! mit des Rosses Beschlag!
Derweil du zauderst, verstreicht der Tag. —
„Wie dampfet dein ungeheures Pferd!
Wo eilst du so hin, mein Ritter wert?"
— Schnell! schnell, mein Schmied! Wer die Erde umkreist
Um Acht in West, wie die Schule beweist,
Der kommt — das hat er von seiner Müh' —
Ans Ziel um einen Tag zu früh.
— Mein Dampfroß, Muster der Schnelligkeit,
Läßt hinter sich die sausende Zeit,
Und nimmt es zur Stunde nach Westen den Lauf,
Kommts gestern von Osten schon wieder herauf.
— Ich habe der Zeit ihr Geheimnis geraubt,
Von gestern zu gestern zurück sie geschraubt,
Und schraube zurück sie von Tag zu Tag,
Bis einst ich zu Adam gelangen mag.
— Ich habe die Mutter, sonderbar!
In der Stunde besucht, da sie mich gebar;
Ich selber stand der Kreißenden bei
Und habe vernommen mein erstes Geschrei.
— Viel tausendmal, der Sonne voran,
Vollbracht ich im Fluge noch meine Bahn,
Bis heut' ich hier zu besuchen kam
Großvater als glücklichen Bräutigam.
— Großmutter ist die lieblichste Braut,
Die je mit Augen ich noch erschaut;
Er aber, grämlich, zu eifern geneigt,
Hat ohne weitres die Tür mir gezeigt.
— Schnell! schnell, mein Schmied, mich ekelt schier,
Die jetzt verläuft, die Zeit von Papier!

schlägt keinen sozialen Ton an; es knüpft an die phantastischen Hoffnungen an, die manche Hoffnungsfreudige sich von der schnellen Beförderung auf Eisenbahnen machten, und ist eigentlich nichts als eine lustige Ausschmückung eines Trugschlusses, der über die Aufhebung von Zeit und Raum gar bis zum progressiven „Zurückschrauben" der Zeit führt. Wenn man schon eine Stellungnahme herauslesen will, so scheint es am ehesten eine lustige Ironisierung allzu optimistischer Hoffnungen zu sein.

Ein gleichfalls phantastisches Gedicht, das aber ernsthafter und zwar im Sinne der Romantik Stellung nimmt, ist Schwabs „Im Jahre 2030, ein Gespräch" (1830).[1] In wirkungsvollem Dialog zwischen dem Greis, der alten Zeit, und dem Knaben, der neuen, wird Poesie und Poesielosigkeit gegenübergestellt.

Greis: „Grünt der Wald?
Rauscht der Fluß?
Schwingt sich die Schlangengestalt
Angeschwellt vom Frühlingsguß? —

Zurück, hindurch! es verlangt mich schon,
Zu sehen den Kaiser Napoleon.
Ich sprech' ihn zuerst auf Helena,
Den Gruß der Nachwelt bring' ich ihm da;
Dann sprech' ich ihn früher beim Krönungsfest
Und warn' ihn, — o hielt' er die Warnung fest!
— Bist fertig, mein Schmied? nimm deinen Sold,
Eintausendneunhundert geprägtes Gold.
Zu Roß! Hurra! nach Westen gejagt,
Hier wieder vorüber, wenn gestern es tagt! —
— „Mein Ritter, mein Ritter, du kommst daher,
Wohin wir gehen, erzähle noch mehr;
Du weißt, o' sag' es, ob fällt, ob steigt
Der Kurs, der jetzt so schwankend sich zeigt?
— Ein Wort, ein Wort nur im Vertraun!
Ist's weis' auf Rotschild Häuser zu baun?" —
Schon hatte der Reiter die Feder gedrückt,
Das Dampfroß fern ihn den Augen entrückt.

1) Gustav Schwab „Gedichte, neue Auswahl", Stuttgart und Tübingen 1838, S. 100.

Knabe: Wohin dein Finger zeigt
Ist kein Baum!
An der hohen Berge Saum
Der Wald in die Wolken steigt
Ferne drüben!
Hier wachsen Rüben! —
Sanft und grade,
Ohne Qual,
Auf gleichem Pfade
Schleicht der Kanal.
Greis: Aber in Wellen
Plätschern doch noch
Unter dem Ruderschlag
Die vielen Nachen?
Weiß wie der Tag
Werden die Segel doch
In Lüften schwellen?
Hörst Du lustige Schiffer lachen?
Knabe: Ich höre das Rad!
Es klappert, es knarrt!
Ich atme Rauch,
Ich sehe die Säule! —
Da naht,
Da naht es auch,
Da kommt in Eile,
Das große Boot!" — —

Als der Alte gar nach den Fuhrknechten und Rossen fragt, kennt das Kind der neuen Zeit das Tier garnicht, es kennt nur die Dampf-Eilwagen (damals war der Streit Eisenbahn oder Dampfwagen noch nicht entschieden). Wo die alte Ruine stand, „dort steht die Fabrik mit dem roten Ziegeldach", anstelle des alten Domes mit dem Storchnest auf spitzem Dach „steht das Bethaus breit und flach". Wir sehen hier eine durchgehende Ablehnung der neuen Zeit und geben Schwab in seinem ästhetischen Gefühl selbst heut wohl nicht so unrecht. In anderen Gedichten, wie dem bereits 1825 verfaßten „An das Wasser" [1]),

1) Karl Goedeke, „Deutschlands Dichter von 1813—1843", Hannover 1844, S. 369.

wo er weniger ästhetisch als entwicklungsphilosophisch an das Thema herantritt, äußert er sich mehr positiv:

„— Zürnst du dem Menschen, der vermessen
Dich furchet auf dem stolzen Floß?
Der spielend mit beseelten Dämpfen,
Durch deine wilden Wogen schlüpft,
Und trotz der Winde grimmen Kämpfen
Das leichte Boot ans Ufer knüpft?
— Du wirst ihn doch nicht unterwerfen:
Aus deiner Tiefe strömst du nur,
Ihm dessen Willen einzuschürfen,
Der Herr ist über die Natur;
Erkennet er des Schöpfers Stärke,
Und übt in Demuth seinen Geist,
So schützt ihn der beim guten Werke,
Der deine Fluth sich legen heißt. — —“

Einer, der weidlich über Schnellposten und Dampfwagen schalt, weil sie nur zu „Reisehetzen“ und Verflachung führen würden, war der alte Vater Jahn.[1])

Auch Grillparzer wollte von all den neuen Einrichtungen nichts wissen und faßte sein Urteil zusammen in die bündigen Worte:

„Eisenbahnen, Anlehen und Jesuiten
Sind unbestritten
Die Wege, die wahren,
Zum Teufel zu fahren.“

Er sieht nur den krassen Materialismus sich entwickeln und bedauert deshalb den Aufschwung, den Handel und Gewerbe nehmen, er spricht sich sogar 1844 noch gegen Eisenbahnen und Zollverein (!) aus. Aus einem Gedicht vom Jahre 1837 sei folgende Stelle angeführt:

„Man hört wohl jammern viel und klagen,
Es sei der Geist in unsern Tagen
In seinem tiefsten Recht verletzt,
Und von dem Handel, dem Gewerbe
Gekränkt an seinem alten Erbe,
Des angestammten Throns entsetzt.

1) Ludwig Jahn, „Memorien“, Berlin 1835.

Und wahrlich, sieht man bunt sich's regen,
Das Dampfgeräth auf Eisenwegen,
Die Spindel, die von selbst sich dreht,
Den Einklang unsichtbarer Hände,
Man schaudert und man glaubt am Ende,
Daß still der Puls des Lebens steht.
Das kommt daher nach richt'ger Meinung:
Für Körper gibt es Kraftvereinung,
Der Geist bleibt ewiglich allein."

Genannt seien unter den Bedenklichen nach Charlotte Stieglitz: „Ist die vielfach gesteigerte Unruhe in den bessern Köpfen nicht das Aufbäumen gegen die überhandnehmenden industriellen Interessen?"[1]) und Ludwig Deinhardstein, dem „Pfund und Elle", „Krämerglück" und ihr Bundesgenosse, die Eisenbahn höchst verächtlich erschien.[2])

---

1) Theodor Mundt, „Literarischer Zodiakus", Jahrgang 1835, Januarheft.

2) Johann Ludwig Deinhardstein, Gedichte, Berlin 1844

S. 64 „Eisenbahnen".

Nur schnell, nur schnell, nur rasch voran,
Nur vorwärts mit dem lieben Leibe!
Wie schön vereinst Du, Eisenbahn,
Den Nutzen mit dem Zeitvertreibe.
Wie blüht durch dich im Augenblick
Der Segen auf von Pfund und Elle,
Gewerbsverein und Krämerglück —
Es lebe das Industrielle!
Und wie man da genießen mag,
Man kann in einem Land dinieren,
Und ohne Müh am selben Tag
In einem zweiten Land soupieren.
Ihr räsonniert da mit Verstand,
Nehmt immerhin die guten Sachen;
Was man in einem Land erfand,
Ist in dem andern nachzumachen.
Verschaffts Euch Nutzen und Genuß,
So macht Gebrauch von Eurem Glücke,
Schiebt immer vorwärts Hand und Fuß,
Nur bleibt nicht mit dem Kopf zurücke.

Zu kräftiger, freudiger Bejahung ruft dagegen Kopisch auf[1]): „Die im Staub ihr blind und mutlos zagt und klagt in jeder Zeit, sagt, erschafft die Zeit den Gott Euch — oder schafft Euch Gott die Zeit?"

Alles ist in Bewegung, erwacht zu neuem Leben, ein fruchtbarer Kräfteaustausch wächst mit der Produktion und dem Handel:

„Alles rinnt in einen Strom nun, der uns alle mit allen hebt:
Zwar nun wirbelt er noch und schäumet über die Borde mächtiglich,
Daß die Frommen fast verzagen und die Dichtkunst irre fliegt, —
— — Doch ihr Künste seid getrost —, — Chaos wird das Weltall nimmer;
— Mischt sich nun auch manches Trübe, gute Sondrer walten auch
Mehr als jemals, spähende, forschende, nach der Dinge Wesenheit."
— Nicht mehr aus Büchern sondern aus der Welt wird gelernt. —
„Wie vordem das Tier gebändigt, das der Wildnis Grauen war,
So ergreifen wir die Zügel selbst der Elementenwelt,
Spannen wie Rosse die ewigen Kräfte dem belasteten Wagen vor,
Jagen und fliehen auf ehernen Bahnen, Raum und Zeit besiegend hin.
Mit dem äolischen Schlauch des Dampfboots sturmentgegen selbst wie Sturm."

S. 172 „Journale und Eisenbahnen".
Es werden des Gedankens Strahlen
In Form von Raum und Zeit gebracht,
Seit Eisenbahnen und Journalen
Wird weniger als sonst gedacht.
Es konnt auch wohl nicht anders kommen,
Des Denkens Formen sind zerstreut,
Den Raum hat Eisenbahn genommen,
Journale stehlen nns die Zeit.

1) August Kopisch, Gedichte, Berlin 1836, S. 1 f.

Wir trafen schon bei Pückler den Vergleich der Fabrik mit der Schmiede Vulkans. Auch bei Kopisch ist diese Vermischung antiker Mythenbilder mit den gewaltigen Bildern der Unterjochung und Dienstbarmachung der Elementargewalten zu finden, wie schon bei Grabbe[1]) (1829) die Dampfschiffe „schwimmenden Vulkanen" verglichen werden. Wir hören immer wieder bis zu Fontane („Junker Dampf") hin das „Stöhnengefessel der Cyklopen", sehen mythische Meerungeheuer, die Rauchsäule der Dampfer erscheint als Helmbusch eines Ritters. So bildete sich eine feste Terminologie poetischer Vergleiche heraus. Ein Versuch, von dieser Seite aus Stimmungsgehalt hineinzutragen in das ungewohnte Neue. Aber dies „Hineingetragene" kann nie die künstlerischen Werte erzeugen, die in der aus dem intuitiv erfaßten Wesen der Zeit herausgeborenen lyrischen Stimmung liegt.

Rückert, der zwar sang: „Was den Dichter macht? — Ein frisches Dasein muß ihn rings berühren,"[2]) konnte sich doch mit der materialistischen Seite der neuen Zeit nicht aussöhnen, die Unterjochung der Naturkräfte schien ihm ein tragischer Konflikt und unfruchtbar:

„Die losgerissenen Erze dröhnen,
Zerreißend ihrer Mutter Schoß,
Sie wollen nicht mehr Liebe tönen,
Werkzeuge der Zerstörung blos."[3])

Zwar schien das schnelle Reisen verlockend:

„Durch die in unsern Eilfahrtstagen
Erfundnen Eildamfschiffe und Wagen,
Die Zwischenräume sind verschlungen,
Wie schnell ein Blitz zum Ziel gedrungen.
In solcher Fahrt ist eine Art
Von göttlicher Allgegenwart."[4])

---

1) Im „Kaiser Friedrich Barbarossa" (1829).

2) Friedrich Rückert, „Gesammelte Gedichte" 3. Aufl., Erlangen 1836—1838, 6 Bde., Bd. 6 S. 7.

3) Ges. Gedd., Bd. 1 S. 104.

4) Ges. Gedd., Bd. 6 S. 14 (November 1833).

Aber auch er sah die Verflachung herankommen:

„Und über alle Wissenslücken
Geht's sicher auf den Eselsbrücken,
Wenn Du nun wirst im Eilfahrtswagen
Das Eilfahrtswörterbuch aufschlagen,
Machst Du mit eins die Doppelfahrt:
So weit gereist als hochgelahrt."

Seine Wege und Wünsche sind andere, als die der Welt:

„Ihr möchtet gern in alle Breiten
Die Welt mit Eisen überbrücken,
Um windschnell drüber hinzugleiten
Als wie ein Schiff auf Meeresrücken.
Ich aber möcht' in alle Weiten
Die Welt mit Rosenhecken schmücken,
Fußwandelnd langsam durchzuschreiten,
und überall nach Lust zu pflücken."

So sang auch einige Jahre später voll Abneigung gegen die neue Zeit der sonst so wirklichkeits- und tatfrohe Graf Strachwitz:

„Es rollt die Welt auf glatten Schienen,
Mich freut's zu gehen durch's hohe Gras." [1])

An Immermann, der aus der Romantik hervorging, ist so deutlich wie kaum bei einem anderen Dichter zu erkennen, wie er sich allmählich von ihr befreite. In den „Papierfenstern eines Eremiten" (1822) stand er der Entwicklung der Dinge noch sehr skeptisch gegenüber. „Man erfindet Dampfschiffe und Steindruck und ist nach dem Urteil derer, die den Markt besetzt halten, zum non plus ultra alles Irdischen durchgedrungen." [2]) Aber in den Gedanken vom „sogenannten unendlichen Fortschritt des Menschengeschlechts" schien ihm das nicht zu passen.[3])

---

1) Moritz Graf Strachwitz, Gedichte, hgg. v. Weinhold, Breslau 1891, 8. Aufl. S. 169.

2) Karl Immermann, „Die Papierfenster eines Eremiten", Hamm 1822, S. 87.

3) Vergl. die Worte Anesidems a. a. O.

Er blieb vorläufig in seiner Produktion noch in romantischen Bahnen, aber ein Sonett aus etwas späterer Zeit zeigt schon die Abkehr von den Wirklichkeitsscheuen der Schule und die Hinwendung zum Leben, den erwachenden Sinn für das Historische in Vergangenheit und das Lebendige in der Gegenwart.[1]) Vom „Andreas Hofer" bis zum Münchhausen führt eine aufsteigende Linie des kraftvollen Erfassens der Gegenwart.

Das komische Epos „Tulifäntchen" (1830) ist eine Parodie auf die ausgeartete romantische Richtung mit ihren süßlichen und puppenhaften Requisiten und bedeutet für Immermann eine Befreiung von vielem Alten, dem er anfangs angehangen hatte. Die Satire richtet sich aber auch gegen die Mechanisierung des Lebens, die er in den „Dampfmenschen" auf der Burg des Riesen Schlagododro verspottet:[2])

— — „hatt' er einen Dampfbedienten
Sich gemacht und eine Dampffrau,
Die ihm förmlich angetraut war,
Dampfbedienter, Dampfgemahlin
Taten ganz dieselben Dienste,
Wie zwei Menschen simplen Schlages.
Sieh, so hoch stieg die Mechanik
In Alt-England!"

---

1) „Gedichte, neue Folge", Stuttgart und Tübingen 1830, S. 148:
„Es geht umher die graubemooste Schule,
Und krächzt: Vergebens sei das Dichten, Singen,
Sie spöttelt über jegliches Gelingen,
Und abgesponnen nennt sie jede Spule.
Umsonst — so sprecht ihr — sei's, daß einer buhle
Um frischer Kränz' erquicklich süßen Schatten,
Denn alle Kräfte mußten längst ermatten!
So lehrt ihr Meister von dem jüngsten Stuhle,
Tod spürt ihr in des Todes weiten Reichen;
Doch täuscht euch, Vielgeliebte, eure Nase;
Denn wenn ihr wittert Düfte der Verwesung,
Ists, weil ihr selber seid lebend'ge Leichen! — —
Seht, froh und wacker tanzen wir im Grase;
Ihr riecht euch selbst, — das ist des Rätsels Lösung!

2) Werke hgg. v. Harry Maync, Bd. 5, S. 66.

Aber die ungeheuere Stahlmauer stürzt ein, als das winzige Tulifäntchen den einen Stift herauszieht, der den ganzen komplizierten Mechanismus hält, und die Dampfmenschen sinken leblos zusammen, als die Fee Libella den Hahn an ihrem kleinen Finger aufdreht und den Dampf entweichen läßt.[1])

Am ausführlichsten sprach Immermann seine Ansichten über den Industrialismus in dem großen Zeitroman, den „Epigonen" (1834—36) aus.

In dem betriebsamen Magdeburg und mehr noch später im Westen Deutschlands hatte er Eindrücke sammeln können, und die hatten seine Abneigung gegen den Industrialismus zunächst noch vertieft. Die „Epigonen" bringen manche Bedenken, die wir schon vorher gehört haben: Verflachung der Bildung, Mangel an Arbeit für die Handwerker und mehr. Was uns besonders interessieren muß, ist das Neue, das sie bringen, und das ist ein soziales Moment, das die Romanliteratur hinfort festgehalten hat: Der Kampf zwischen Adel und Bürgertum, die Bildung der „Geldaristokratie".

Als Vertreter dieser beiden Klassen stellt der Dichter den Herzog und den Oheim Hermanns, den reichen Fabrikherrn, gegenüber. Über beide hält er strenges Gericht, hier über das starre Festhalten an alten Formen, die ihren Inhalt verloren haben, über mittelalterliche Spielereien, über ein Ästhetisieren, das ein frisches Eingreifen ins Leben verhindert. Auf der anderen Seite stellt er die frischlakierte, traditions- und kulturlose Pracht und Macht, die Verhärtung des Herzens an den Pranger. Es ist anscheinend zum festen Urteil geworden, Immermann habe keiner Seite recht gegeben, ich habe doch den Eindruck empfangen, als neige die abwägende Sympathie des wachen Tatmenschen Immermann zur Seite der neuen Zeit. Das straffe Disponieren, das sichere und kluge

1) Auf die Romantiker übten die in jener Zeit häufig konstruierten mechanischen Menschen eine große Anziehungskraft aus. Es ließen sich damit Wirkungen erzielen, die der Vorliebe für die „Nachtseite der Natur" gerecht wurde. So finden wir mechanische Menschen bei Jean Paul im „Titan", E. Th. A. Hoffmann in „Phantasiestücke in Callots Manier", in Arnims „Gräfin Dolores", Immermanns „Papierfenster des Eremiten", bei Pückler in den „Briefen eines Verstorbenen" und in „Semilasso in Afrika".

Regieren des „königlichen Kaufmanns“, sein scharfer heller Blick sind, wie sie Immermann dargestellt hat, ganz abgesehen von dem Werkzeug, mit dem er arbeitet (der modernen Industrie), Werte, die schwer wiegen, und Immermann war damals auch schon von den „Lehrjahren“ zu den „Wanderjahren“ übergegangen. Allerdings, auf das Endurteil über den Industrialismus selbst hat das keinen Einfluß, denn das fällt Immermann — Hermann schließlich mit den Worten:

„In unseren Geschichten spielt gleichsam der ganze Kampf alter und neuer Zeit, welcher noch nicht geschlichtet ist. Fürchterlich hatte der Adel an seinen eigenen Wurzeln gerüttelt. — —

Der dritte Stand, bewehrt mit seiner Waffe, dem Gelde, rächt sich durch einen kaltblütig geführten Vertilgungskrieg. Aber auch er erreicht sein Ziel nicht; aus all dem Streite, aus den Entladungen der unterirdischen Minen, welche aristokratische Lüste und plebejische Habsucht gegeneinander getrieben, aus dem Konflikte des Geheimen und Bekannten, aus der Verwirrung der Gesetze und Rechte entspringen dritte, fremdartige Kombinationen, an welche niemand unter den handelnden Personen dachte. Das Erbe des Feudalismus und der Industrie fällt endlich einem zu, der beiden angehört und keinem. — — Vor allen Dingen sollen die Fabriken eingehen und die Ländereien dem Ackerbau zurückgegeben werden. Jene Anstalten, künstliche Bedürfnisse künstlich zu befriedigen, erscheinen mir geradezu verderblich und schlecht. Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenschein und Regen, welcher das Samenkorn entfaltet, der fleißigen, einfach arbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelle eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu“.[1]) Dieses leidenschaftliche Urteil hat Immermann später in den „Memorabilien“ (abgeschlossen 1839)[2]), sichtlich unter dem Einfluß Hegelscher panlogistischer und evolutionistischer Ideen, sehr abgeschwächt. Sein ästhetisch ablehnendes Urteil hielt er aufrecht und die materialisierenden und verflachenden Wirkungen der Eisenbahn und des Industrialismus waren nicht zu leugnen, jetzt waren ihm aber „alle Kennzeichen vorhanden, daß eine der

---

1) Werke, Bd. 4, S. 265.
2) Werke, Bd. 5 S. 235, 297.

großen und notwendigen Evolutionen des menschlichen Geistes im Werke sei". Jetzt war ihm gewiß, daß die neue Zeit „auch ein lebensfähiges, gliedmäßiges Kind gebären" würde, gut schien es ihm sogar, „daß auch Deutschland sich in die Strömung, da sie nun einmal in die Zeit sich ergießen sollte, mit seinen Kräften warf" 1).

Es sind noch einige Motive aus den Epigonen zu erwähnen, die späterhin häufig wiederkehren: So die Umwandlung eines alten Adelssitzes in eine Fabrik, bei Immermann symbolisch noch wirksamer gemacht dadurch, daß ein altes adeliges Fräulein in dieser poesie- und pietätlosen Wüstenei, wohnen bleibt. Der Fabrikherr verliert seinen einzigen Sohn durch eine Maschine, ein Motiv, das hier tragisch viel feiner verknüpft ist als in späteren sozialen Romanen, in denen häufig der blutsaugerische Fabrikherr selbst den Tod in seinen Maschinen findet.

Ferner wird uns der Gegensatz vorgeführt zwischen dem Bauern- und Handwerkerdorf und dem von Fabrikarbeitern bewohnten, es kann kein Zweifel sein, auf welcher Seite wir Unsittlichkeit, Trunk und Verbrechen zu suchen haben. Diese Betrachtungen haben sich später auf Vergleiche zwischen Stadt und Land übertragen und mögen für das Bedürfnis und Interesse für „Dorfgeschichten" gewirkt haben. —

Wir haben versucht, die literarischen Erscheinungen etwa der Zeit von 1830 bis 1844 zu einer Gruppe zusammenzufassen, und das rechtfertigt sich auch durch den sie verbindenden Wirklichkeitssinn und die schärfere Formulierung der Fragen, die durch die allmähliche Verdichtung und Klärung der neuen Verhältnisse möglich wurde. Vor 1830 waren Eisenbahnen und Fabrikbetriebe für die meisten doch noch vage Schattenbilder, die von England herüber fielen, deren Urbild erst dieser und jener zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Wenn sich, wie gesagt, eine solche Zusammenfassung auch rechtfertigt, so hebt sich doch noch die Gruppe heraus, die von der Regierung für alle Zeiten den Namen des „Jungen Deutschland" erhielt. Die Stellungnahme dieser Autoren gegenüber Industrie und Verkehr war nicht sozial, sondern vielmehr rein politisch orientiert. So

---

1) Werke, Bd. 5, S. 336 f.

finden wir selten Beschäftigung mit den von der Industrie aufgerollten sozialen Fragen, umso häufiger wird die Eisenbahn gepriesen als Symbol der politischen Freiheit. Auch das demokratisierende Element der neuen Verkehrsmittel wurde erkannt und politisch arbeiten die meisten Autoren der Demokratie zu. Aber sonderbarer Weise war keiner Demokrat. Ihre Demophilie reichte soweit als die größere geistige Bedeutung in den einzelnen Köpfen, die Masse war ihnen der Sancho Pansa, nur von einzelnen Großen konnte der Anstoß zu bedeutsamer Entwicklung ausgehen. Und das nach 1830! Das erklärt auch, warum wir kein wahrhaft warmes soziales Interesse finden.

An dem Bild von Heines Stellung, so große Bedeutung er im „jungen Deutschland“ und in dieser Zeit auch hatte, ändert sich wenig, es vervollständigt sich nach der gesellschaftlichen Seite, indem er erkannte, wie der Kampf zu ungunsten des alten Adels ausgehen würde. Die Fabel vom „Pferd und Esel“ [1]) ist bekannt. Sie erschien aus dem Nachlaß im „Deutschen Musenalmanach“ 1857, geht aber sicher auf frühere Zeit zurück. In den Gedankengang der 30er Jahre fügen [2]) sich sehr gut auch die Verse aus den Romanzen (1850) [3]):

„Lächelnd scheidet der Despot,
Denn er weiß, nach seinem Tod
Wechselt Willkür nur die Hände,
Und die Knechtschaft hat kein Ende.
Armes Volk! wie Pferd und Farn
Bleibt es angeschirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der sich nicht bequemt den Jochen.“

Das Gleiche hatte Börne in den „Briefen aus Paris“ [4]) ausgesprochen: „Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Wort die In-

1) Werke Bd. 2, S. 156.

2) Es soll damit nicht gesagt sein, daß das Gedicht schon früh konzipiert sei. Der Ton sozialen Mitgefühls in der 2. Strophe spricht sogar für die Zeit nach 1844, als Heine sein „Weberlied“ gedichtet hatte.

3) Werke Bd. 1, S. 336 „König David“.

4) Nr. 14, vom 17. November 1830.

dustriellen nennen. Diese Menschen, die 15 Jahre lang gegen die Aristokratie gekämpft — kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet, und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geldaristokratie, einen Glücksritterstand." Sehr optimistische Hoffnungen knüpfte der blind vorwärtsstürmende Börne an die Entwicklung der Eisenbahnen, ganz im Sinne der 30er Jahre: „Diese Eisenbahnen sind nun meine und Lists Schwärmereien, wegen ihrer ungeheueren politischen Folgen. Allem Despotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich." [1])

Als ausgesprochener Demokrat steht von den Bedeutenderen dieser Zeit allein Börne da. Auch Laube war noch eine ganz ungeklärte Mischung von Romantik und neuen Freiheitsideen. So befreit sich sein Roman „Das junge Europa" erst im 3. Teil, den „Bürgern", etwas mehr aus den ganz romantischen Anschauungs- und Gefühlskreisen. Denn auch die Begeisterung für die Polen (2. Teil, „die Krieger"), wie vorher die für die Griechen, ist in ihrem Wesen ganz romantisch, so stark sich auch gegenwärtige politische Freiheitsideen daran knüpfen. So war auch Laube nicht zu einer völligen Bejahung der industriellen Entwicklung gekommen, sondern schwankte zwischen alter und neuer Zeit, ohne sich zu entscheiden. In „Das junge Europa" finden sich verstreut ziemlich alle Erwägungen, die wir bei Eichendorff, Goethe und Immermann kennen gelernt haben.

Leichter als diese — vielleicht komplizierteren — Naturen, wie Heine und Immermann, entscheidet sich die Zahl der Lyriker, die mit der einziehenden neuen Zeit hoffnungsvoll die Morgenröte der Freiheit besingen.

Die reaktionäre Regierung paßte kühnen Worten scharf auf. So mußte man die freiheitlichen Ideen einhüllen in Bilder, sie „einschmuggeln", und da war das beliebteste und naheliegendste Bild die Eisenbahn, gegen deren Verherrlichung schließlich nichts eingewandt werden konnte.

Vor allen Anderen sang Anastasius Grün, sie auch an Kraft und Weite der Ideen und an Feuer übertreffend, seinen Hymnus

1) Diesen Ausspruch tut Börne bei einer Besprechung von Lists Projekt zu einer Bahn Paris-Havre-London.

„Poesie des Dampfes“ [1]): Andere klagen, die Poesie sei entschwunden, edle Angesichter verschleiern sich. Er aber will dem Menschengeist den Siegeshymnus singen. So wenig wird die Poesie schaden leiden, wie die Glutenkreise des Heiligenscheines ein Löckchen am Haupte der Madonna versehren.

„Nein, Amt der Poesie in allen Tagen
Ists, hoher Geist, Dein Siegfest zu verschönen,
Wie der Viktoria Goldbild überm Wagen
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen. —
Schon sah ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebenen Wagenburgen fliegen,
Wie scheugewordene Elephantenmassen
Türm und Geschwader tragen fort zu Siegen!
Der schwarzen Rüssel Schlöte hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend, wie die Wetterwolke!
Die Mannen siegestrunken, jauchzend oben!
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!
— Wenn auch aus seinem alten Lindenfrieden
Sie dort den Dorfespatriarchen stören,
Nichts schadets, muß er, was der Geist beschieden,
Die Mütze lüftend, staunend jetzt verehren;
Wenn er das muß, was er vorbei sah tosen,
Als wandelnden Altar des Geists erkennen,
Wenn er im Rauchkoloß, dem flüchtgen, losen,
Die Glut, die ewge, die ihn zeugt, sieht brennen!
Und wenn er betend fleht, daß die Minerve,
Die jetzt des Volks olympschem Haupt entsprungen,
Nie gen den Vater die Geschosse werfe,
Nie sei von seiner Dränger Sold gedungen!
— Und wenn er ahnt, daß sie in schönen Tagen,
Wofür er selbst einst feststand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu ersiegen wagen
Ein glorreich Vaterland und heilge Rechte!
— Laßt beten ihn und ahnen so im Stillen,
Bis sich gesenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heilger Tempelvorhang, zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetzgen Volke.“

1) Goedeke, S. 198.

Anastasius Grün sah weiter als andere Lyriker, die sich an die nächsten politischen Ziele hielten, sein Blick war freier, er sah schon die Zeit, in der die Maschine die Menschen frei machen würde von Fronarbeit, von den rein mechanischen Betätigungen[1]):

„Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh, Feuer du, und trage seine Lasten!
Leb, Eisen du, und wandle seine Wege!“ —

Auch Karl Beck, von dem wir aus späterer Zeit eine große Anzahl sozialer Gedichte haben, schrieb in den 30er Jahren sowohl im Sinne des jungen Deutschland als auch im nationalen Sinne der Einigungsbestrebungen der 40er Jahre. Auch ihm ist der verächtliche Schachergeist, der auf dem frischen Boden der Industrie und des Verkehrs emporwuchert, verächtlich. Aber er dringt durch zu den tieferen Wirkungen der neuen Zivilisationsfaktoren, von denen er auf Grund politischer Umwälzungen letzten Endes eine Hebung der Kultur erhofft[2]).

---

1) Vergl. Max Maria v. Weber, „Die Entlastung der Kulturarbeit durch den Dienst physikalischer Kräfte“, Berlin 1880.

2) Karl Beck, Gedichte, Leipzig 1852, S. 18 im Zyklus „Gepanzerte Lieder“ (1838):

„Die Eisenbahn.“

Gleich ists den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen,
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen
Ringsumher auf tausend Zehen.
— Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen, eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur begeifert,
Meine Saat, die Eisenschlange.
— Tobt ihr nun im gelben Fieber?
Möcht es euch darnieder raffen!
Kleine Münzen sind euch lieber,
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese:
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Riese.
— Nur der Dichter steht im Bunde
mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören.
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht, wie Gott, am letzten Tage.
— Die Papier — feilgeboten —
Steigen, — Fallen, — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere — Noten,

Mit dem Beginn der vierziger Jahre mehren sich die politischen Gedichte. Die ganze moderne aufklärerische Geistesbewegung, die in den dreißiger Jahren und im jungen Deutschland in ihre reformatorischen Bestrebungen alle gesellschaftlichen Erscheinungen, so auch Liebe, Ehe, Sitte, einbezogen, beschränkt sich mehr und mehr auf das politische Gebiet. Die Gedanken wurden nicht mehr so verhüllt, sondern in offener, ja revolutionärer Sprache vorgetragen. Bei den in diesen Jahren zu nennenden Dichtern tritt das Interesse für die Industrie zurück. Übernommen ist stellenweise das Bild der Eisenbahn für den Gedanken der Freiheit.

So ruft Herwegh, in seinem Ungestüm die natürliche Entwicklung umkehrend:

„Ihr Deutschen ebnet Berg und Tal
Für eure Feuerwagen,
Man sieht auf Straßen ohne Zahl
Euch durch die Länder jagen;
Auch dieser Dampf ist Opferdampf —
Glaubt nicht, daß ich ihn hasse —
Doch bahnet erst in Streit und Kampf
Der Freiheit eine Gasse!“ [1])

Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.
Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blankgegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.
— Eisen! Du bist zahm geworden,
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden —
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.
— Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen,
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.
Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus im Rauch der Flammen.

1) Goedeke, S. 396, „Der Freiheit eine Gasse!“ (1841).

Jetzt sehen wir auch einige Frauen in den Freiheitskampf eintreten. So singt ganz im Sinne des eben angeführten Gedichts von Herwegh Luise von Plönnies in einem Gedicht, das von einer auf diesem Stoffgebiet bisher nicht angetroffenen natürlichen poetischen Anschauungskraft zeugt[1]).

„Auf der Eisenbahn."

„Rascher Blitz, der hin mich trägt,
Pfeilschnell von der Glut bewegt,
Sausend durch des Tages Pracht,
Brausend durch die dunkle Nacht,
Donnernd über Stromes Schäumen,
Blitzend an des Abgrunds Säumen,
Durch der Berge mächtge Grüfte,
Durch der Täler nächtge Klüfte,
Durch der Saaten goldne Wogen,
Über stolze Brückenbogen,
Durch der Dörfer munter Leben,
Durch der Städte buntes Weben. —
Könnt, wie du, das freie Wort
Sausend ziehn von Ort zu Ort!
Alle Herzen, die ihm schlagen,
Stürmisch so von dannen tragen,
So aus einem Land zum andern
Siegend die Gedanken wandern!
Freies Wort, wer gründet Schienen,
Deinem Bahnzug stark zu dienen?"

Auch Luise Otto war den Stimmen ihrer Zeit wach. Neben sozialen Romanen und Gedichten finden wir auch politische Dichtungen. Sie stand mit den hier führenden Geistern Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath, Beck, Meißner u. a. in Verbindung und nahm von dort Anregungen auf, wie es das Gedicht „Einst und Jetzt", dessen zweiter Teil unten angeführt ist[2]) zeigt. Es ist, wenn auch wenig original, so doch kräftig.

1) Luise v. Plönnies, Gedichte, Darmstadt 1844.

2) Luise Otto, „Lieder eines deutschen Mädchens", Leipzig o. J. (1847), S. 185.

Eine für unser Thema interessante Persönlichkeit ist Uhlands Freund Karl Mayer. Seine Gedichte, die sich zunächst gegen die neue Zeit wenden, zeigen, wie sich in ihm allmählich eine vollkommene Umwandlung vollzieht bis zur Freude am neuen Weltbild und zur Begeisterung für die neue Entwicklung. Anfangs (1842) sieht er nur die durch die Fabriken hervorge=

„Einst und jetzt.“

— — „Hei! wie da aller Friede ist genommen!
Hei! wie da alles anders auf einmal!
Das neue Schicksal, das die Welt regieret,
Es hat auch hierher seinen Schritt gelenkt.
Seht, wie ein Pfad jetzt durch die Berge führet
Und darauf Wagen sich an Wagen drängt!
Statt Herdenglöcklein täubende Signale,
Es rauscht und zischt und saust mit Ungestüm
Und rüttelt alle Träumer auf im Tale
Das mächt'ge feuerspei'nde Ungetüm. —
— Dahin, dahin der einsam stille Frieden,
Dahin, dahin ein jed' idyllisch Glück!
Denn alle Ruh' ist aus der Welt geschieden —,
O Dampf! fürwahr, das ist dein Meisterstück!
— Ja, Frieden, stirb! — Du stiller Kirchhoffrieden,
Du hast fürwahr zu lange schon gewährt!
Ein ander Glück gibts noch für uns hienieden,
Ein andrer Glanz hat unsre Zeit verklärt!“

Der Greis, der staunend die Wunder dieses Tages gesehen hat, fleht Gott im Frieden und Tod an, denn er, das „Einst“, kann in dem „Jetzt“ nicht mehr leben.

„Er ahnt es wohl, doch wußt ers nicht zu sagen,
Als ihn Bewunderung aufs Knie gesenkt:
Es weht ein neuer Geist um diese Wagen,
Der rastlos fort auf Eisenschienen drängt!
Rings lärmt es auf zum rüstigen Bewegen
Und dieses Läuten ruft: Habt Acht! habt Acht!
Mit jeder Schiene, die sie weiter legen,
Wird neues Leben in die Welt gebracht.
Und eh' sie noch die Gotteskraft verstehen,
Sind sich die Völker jubelnd nah gebracht,
Und lassen ihre Freiheitsbanner wehen
Und durch die Lüfte saust's: Erwacht, erwacht!“

rufene Not der Handwerker[1]), das Reisen mit der alten Post war ihm lieber, als das auf der Eisenbahn, die die persönliche Freiheit beschnitt[2]).

Aber schon bald findet sich ein Gedicht, das nicht mehr nur negativ urteilt „Trost eines Freundes der Natur und der alten Zeit" (1847—48)[3]):

„Wo jetzt die letzten Segel schwellen,
Teilt bald der Dampfer nur die Wellen.
Auf vielbereisten Alpensteigen
Herrscht künftig nur verlaßnes Schweigen.
— Ein Trost nur! Daran knüpf' ich an:
Das Dampfboot und die Eisenbahn
Sind von der Freiheit nur bestellt
Zu ihrem Einzug in die Welt.

An andrer Stelle[4]) sagt er: „Der Dampf, gesandt vom Weltgeschicke, liegt noch zu ernst vor meinem Blicke." Damit gibt er zu, daß sein Widerstand gegen Industrie und den Dampfverkehr ein rein persönlich-psychischer ist. Er hat als Künstler noch nicht genügend zeitlichen Abstand von dem Neuen und

1) Karl Mayer, Gedichte, 3. Aufl. Stuttgart 1864. (Die Gedichte sind zwischen 1842 und 1858 entstanden.) S. 334.

„Das alte Handwerk" (1842).

„Fabrike an Fabrike!
Vorüber, scheue Blicke!
Das alte Handwerk hält Euch fest.
Wie seinen Hammer treffen läßt
Der Schmied dadrin, der wackre Mann!
Er heimelt wie ein Freund mich an."

2) S. 404. „Reisemanier" (1847—48).

„Schwager, fahr nun zu!
Schwager, halt!" — Im Nu
Tats der Gute, wenn wir riefen.
Rufet jetzt Lokomotiven!
Es reist ein jeder wie ein Block,
Auf Eisenbahnen rastlos fortgerissen.
Vom alten Wandern mag sogar nichts wissen
Der Handwerksbursche letzter Schock.

3) Gedichte, S. 453.

4) Gedichte, S. 480 „Bilderwahl" (1856).

wendet den Blick lieber noch „der Jugend Bilderglück“ zu. Aber auch hierin sehen wir bald eine Wandlung, er fühlt eine Wandlung, er fühlt eine Liebe zu dem Neuen:[1])

„Ich fühle wohl: Auch Neugebornes
Hat meine Gunst wie längst Erkornes.
O Eisenbahn, dein Rauchesstreifen
Zieht mir so neu am Wald dahin!
Kaum kann ein Bild mich so ergreifen,
Mit dem ich groß gewachsen bin.“

Ganz eigene Wege ging Wilhelm Jordan, dem sein großes ideales Wollen sein Ziel außerhalb der Tagesströmungen setzte. Er unternahm es in seinen „Irdischen Phantasien“[2]), in einem prometheischen Mythos voller Pathos alle Erfindungen des Menschengeistes vom Pflug an bis zur Dampfmaschine, Dampfschiff, Eisenbahn, elektrische Telegraphen und Luftballon zu behandeln. Die Titanen klagen den Menschen bei seiner Mutter, der Erdmutter Hertha an, daß er sie knechte. Es beginnt nun eine förmliche Gerichtsverhandlung, in der Erdgeist, Feuergeist, Wassergeist die Klage über ihre Fesselung und Dienstbarmachung vorbringen. Hertha aber hat schon lange mit Schmerzen gesehen, daß ihr Sohn sich von ihr ab allzu sehr dem Himmel zuwandte. Sie weist die Klage zurück, weil gerade durch den Kampf des Geistes mit den Elementen der Mensch seiner Mutter wieder näher komme.

Die großen Erfindungen und der am Forschen und an den exakten Wissenschaften erwachte Wirklichkeitssinn wird hier verherrlicht und als nächste Notwendigkeit in der Entwicklung hingestellt, denn erst der vom Himmel betrogene Erdensohn kehrt zur Erdenmutter Hertha zurück. Jordans Gedichte „Der Dampf und die Romantik“ (1844) sowie „Potpourri mit Arabesken und Seitenhieben“ (1846) singen in satirischer Polemik die Romantik zu Grabe.

In die Mitte der 40er Jahre, in eine Zeit, in der in der Dichtung nur überlaute Diskussion der politischen und sozialen

1) Gedichte, S. 540 „Liebe zum Neuen“ (1862).
2) Wilhelm Jordan, „Irdische Phantasien“, Königsberg 1842.

Fragen gehört wurde, klingt eigentümlich hinein die verträumte Klage Justinus Kerners, sein Gedicht „Unter dem Himmel".[1])

Zwar ist es im Ausdruck stellenweise schalkhaft, aber ein ernsthaftes Nachtrauern ist es doch:

„Satt laßt mich schaun vom Erdgetümmel
Zum Himmel, ach es ist zu spät,
Wann, wie vom Erdball, so vom Himmel
Die Poesie still trauernd geht.
Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
Träumt er von solchem Himmelsgraus,
Er, den die Zeit, die Dampfestolle,
Schließt von der Erde lieblos aus."

Gottfried Keller schrieb darauf als Antwort seine beiden wirklichkeitsfrohen, mit wahrer, anschaulicher künstlerischer Kraft ausgeführten Gedichte „An Justinus Kerner"[2]) und „Zeitlandschaft".

---

1) Morgenblatt 1845.

2) „An Justinus Kerner".

„Dein Lied ist rührend, edler Sänger,
Doch zürne dem Genossen nicht,
Wird ihm darob das Herz nicht bänger,
Das, dir erwidernd, also spricht:
Die Poesie ist angeboren,
Und sie erkennt kein Dort und Hier!
Ja, ging die Seele mir verloren,
Sie führ' zur Hölle selbst mit mir.
Inzwischen siehts auf dieser Erde
Noch lange nicht so greulich aus,
Und manchmal scheint mir, daß das: Werde!
Ertön' erst recht dem „Dichterhaus".
Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
Und spannt Eliaswagen an;
Willst träumend du im Grase singen,
Wer hindert dich, Poet daran?
Ich grüße dich im Schäferkleide,
Herfahrend, — doch mein Feuerdrach'
Trägt mich vorbei, die dunkle Haide
Und deine Geister schaun uns nach.
Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund dir tun,
Das seh' ich durch die Elemente
In Geistes Dienst verwirklicht nun.
Ich seh' sie rauchend glühn und sprühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
Indes das Menschenkind zu blühen
Und singen wieder Muße hat.
Und wenn vielleicht in 100 Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?
Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlass'ne Meer."

Kein Dichter hatte bisher der neuen Zeit so fröhlich begrüßend, so vollendet in der inneren künstlerischen Form und so frei von aufdringlicher Gedanken- und Tendenzbelastung sein Lied gesungen.

Eine Antwort auf Kerners Klage im Morgenblatt scheinen auch folgende Verse Eduard Mörikes zu sein:

„Von lauter Geiste die Natur durchdrungen,
Wie würde sie nicht durch den Geist bezwungen?
Wenn sich getrennte Kräfte wieder kennen,
Auf ein Erinnerungswort entbrennen ...
— Laß die Schwachmatiker nur immer räsonieren
Und rechn' es ihnen allzu hoch nicht an!
Denn, wenn sie Gott und die Natur bornieren —
Es streckt sich keiner länger als er kann!"

Neben den bisher erwähnten Dichtern geht noch eine Schaar weniger Bedeutender, die bekannte Ideen ohne besondere künstlerische Kraft wiederholen (so Gottfried und Johanna Kinkel, J. G. Fischer), sodaß wir sie übergehen dürfen.

Mehr dem lokalen Interesse und ergötzlicher Unterhaltung dienen kleine Possen, die ihre Stoffe mit der Eisenbahn verknüpften. Auch sie gaben — auf ihre Art — die liberalen Ideen an ihr Publikum weiter. Erwähnt sei von ihnen Adolf Glasbrenner, der die von ihm geschaffenen, beim Volk bekannten und beliebten Figuren nun der Aktualität halber auf die Eisenbahn setzte[1]), wie es vorher schon Ludwig Lenz mit der Figur des Nante gemacht hatte.[2])

Die Anregung neuer Interessen und das regere geistige Leben, das man dem Einfluß der verbesserten Verkehrsverhältnisse mit Recht zuschrieb, kam auch zum Ausdruck in den Titeln von Zeitschriften und Zeitungen. In den 40er Jahren wimmelte es von „Dampfbooten", „Eisenbahnen", „Dampfwagen", „Lokomotiven". Es versteht sich, daß diese Blätter, entsprechend dem ihren Titeln so gern untergelegten Sinn überwiegend liberal waren. —

---

1) Adolf Brennglas, „Herr Buffey auf der Berlin-Leipziger Eisenbahn", Berlin 1842.

2) Ludwig Lenz, „Nante auf der Berlin-Potsdamer Eisenbahn", Berlin 1839.

Werfen wir einen Blick zurück auf die Zeit, die in diesem Abschnitt an uns vorüberzog. Eine große Anzahl von Dichtern, darunter führende Geister, behandeln in ihren Dichtungen die sozialen Fragen und scheuen nicht davor zurück, das Bild der anfangs als so unpoetisch empfundenen Eisenbahn zu verwenden. Das Interesse verteilt sich so, daß Industrie und soziale Frage zunächst allein behandelt wird (am bedeutendsten vom Immermann) und später die Eisenbahn in den Vordergrund tritt. Daß die soziale Frage gegen Ende der 30er Jahre so zurücktritt, liegt daran, daß die politische Freiheit, der man zustrebte, mit dem Arbeiterstande nichts zu tun hatte, sondern als Freiheit des Wortes, als Befreiung der Mündigen von der scharfen, unwürdigen Aufsicht des Staates verstanden wurde. Die Stellung der Dichtung zu dem Kulturwert der neuen Erfindungen ist bei den einzelnen Autoren erörtert worden. Im allgemeinen ist diese Generation von ihrem Kulturwert überzeugt. — Von einer künstlerisch anschaulichen Verarbeitung des Stoffes kann noch kaum gesprochen werden. Gute Ansätze finden sich indessen entschieden in Immermanns „Epigonen", wo sich die zum Teil notwendigen reflexionären Elemente zwanglos in die Komposition einfügen, wo auch bereits der Anfang gemacht ist zu einer Milieuschilderung (Fabrikdorf). In der Lyrik ist künstlerisch weniger erreicht, wo nicht das von wahrer Begeisterung erfüllte Pathos, wie bei Anastasius Grün, über die etwas äußerlich-symbolische Verwendung der Eisenbahn forthilft.

Nach den Weberunruhen von 1844.

Obwohl man annehmen muß, daß schon zu Beginn der 40er Jahre die zahlreichen französischen Schriften und Romane, die sich mit den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen befassen (St. Simon, Auguste Comte, Pierre-Joseph Proudhon; George Sand, Eugène Sue, Dumas père), bekannt und demnach wirksam waren, fanden wir doch keinen Wiederhall in der deutschen Literatur dieser Jahre. In Deutschland, wo man sich für die Ideen der bürgerlichen Freiheit begeisterte, hatte man wohl den Kampf zwischen Adel und Bürgertum entdeckt, aber literarisch noch nicht den zwischen Arbeitgeber und Arbeitern.

Es ist häufig Eugène Sues Roman „Les Mystères de Paris“ (1842) genannt worden als Veranlassung dazu, daß man sich mit dem 4. Stand beschäftigte. Der „vierte Stand“ bezeichnet aber nicht die rechtlose Masse, die es immer schon gab, sondern grade den sich neu bildenden Stand der Fabrikarbeiter, und dies Thema wird in den „Mystères“ nicht einmal gestreift. Die sozialen Verhältnisse, die Sue dort aufrollte, sind ganz unabhängig von der modernen industriellen Entwicklung. Weniger das moderne soziale Interesse bedingte den Erfolg dieses Romanes, als grade das Romantisch-Gruselige, auch der Reiz, einen Menschen mit so unbeschränkter Gewalt beglückend und bessernd wirken zu sehen, wie es Rudolf, Herzog von Gerolstein, tut. Die Nachahmungen, die in Deutschland erschienen — ein trauriges, lächerliches Nachplappern wie z. B. die „Geheimnisse von Königsberg“ — entsprangen nicht dem sozialen Interesse, sondern ihre Autoren wollten die günstige Konjunktur ausnutzen, welche die gierig verschlungenen „Mystères“ geschaffen hatten.

Im Sommer 1844 brachen in Schlesien die Weberunruhen aus, und nun war da kein Dichter, der nicht einen Weberroman geschrieben oder doch wenigstens ein Gedicht über die

Not der Weber gemacht hätte. Es wurde manches Kraftvolle, Tiefempfundene und zu Herzen Gehende geschrieben, aber wir können uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß es nur zu oft so lag, wie Prutz es den Dichter Florus, der studienhalber in die Gegend der Webernot gereist ist, in seinem Roman „Das Engelchen"[1]) aussprechen läßt: „Mir ist ein gespickter Hase lieber als der ganze Sozialismus. Aber was will man machen? Das Ding ist einmal in der Mode, alle Welt will etwas Soziales lesen: Verhungerte Proletarier, reiche Wucherer, bleiche Weberkinder. Was die jungen Leute können, das kann ich auch. Gelbschnäbel, die sie sind! Ich bin länger beim Handwerk und kenne die Kunstgriffe besser als sie. Der Geschmack hat sich verändert, das Publikum ist von einer neuen Laune ergriffen, weiter nichts; es kommt blos darauf an, sich in die neue Methode einzuarbeiten. Dergleichen kann dem Besten begegnen, und wir selbst haben es schon öfters gehabt in diesen 25 Jahren, seit wir unsere ersten Verse drucken ließen, und haben uns immer glücklich oben behauptet; wohlan denn, wir werden auch jetzt hinter das Geheimnis kommen."[2])

— Wir haben Heine schon in zwei Epochen auf verschiedenen Entwickelungsstufen angetroffen; in dieser neuen Wendung, in der gleichsam der gesellschaftliche Kampf mit veränderten Fronten fortgesetzt wird, findet auch er den Ton sozialen Mitgefühls und kraftvolle Worte in dem bekannten „Weberlied":

„Im düstern Auge keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch, —
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch zu Gott, zu dem wir gebeten
In Winterskälte, in Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft, gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!

1) Robert Prutz, „Das Engelchen", Roman, Leipzig 1851, 3 Bde.
2) Ebda., Bd. 2 S. 292.

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben! — —"

Es sind zum größten Teil dieselben Dichter, die vorher politische Lieder gesungen hatten, die nun zum sozialen Gedicht übergehen.

Anschaulich und voll ehrlichen Mitgefühls sind die Gedichte Alfred Meißners.[1]) Er erkennt, daß nun der furchtbarste Kampf anheben würde, der um die wirtschaftliche Befreiung; nationale Kämpfe um die religiöse und geistig-politische Freiheit erscheinen ihm nur als harmlosere Vorstufen zu diesem letzten.[2])

„Es steigt empor in bösen Zeichen,
Ein Kampf liegt in den ersten Wehn,
Ein Kampf der Armen und der Reichen."

Und dann zeichnet er ergreifende Bilder sozialen Elends, wie in „Demos":

„Andre Kinder, eine blasse Brut,
Sah ich dort, wo hohe Essen dampften
Und die ehrnen Räder in der Glut
Einen Tanz in schweren Takte stampften.
Also gräßlich ruft ein Wandrer nicht
Unterm Mordstahl durch die nächtge Öde,
Wie der Seele stumme Klage spricht
Aus des Kindes Auge, stumpf und blöde." —

Die traurige Gegenwart vermag aber seinen Glauben an den Fortschritt der Menschheit nicht zu ertöten:

„Kind eines Tages,
Du leugnest den Fortschritt,
Den du nicht messen kannst
Mit deinem kleinen Leben,
Den du nicht sehen kannst
Mit deinem nüchternen Auge." —

---

1) Alfred Meißner, Gedichte, Leipzig 1845.
2) Vergl. „Revolutionäre Studien aus Paris", Frankfurt a. M. 1849.

Meißners spätere Gedichte sind weniger sozial. Seine zahlreichen Romane behandeln zwar Stoffe der Gegenwart, aber nicht unmittelbar Industrie und soziale Lage der Arbeiter.

Von Karl Beck kamen 1846 die „Lieder vom armen Mann" heraus, die sich zum größten Teil in allgemeineren Tönen bewegen, einige Bilder aus dem Fabrikleber finden sich darunter:

„Da kommen geschlichen,
Vermagert, verblichen,
Aus den Fabriken der Reichen,
Aus den Gehöften ihre Treiber,
Die Männer, die Weiber,
Ein langer, langer Zug von Leichen!"

Eine Lyrik, die im Moment so stark auf die Leser wirkte wie diese und die schon durch den zeitgemäßen Stoff interessierte, fand natürlich viele Mitläufer, denen es an Kraft und dichterischem Schauen fehlte, die ihren Lesern das Elend der Armen zum Salongebrauch herrichteten. Ein Vertreter dieser unerquicklichen, innerlich und äußerlich unwahren Dichtung sei hier mit Hermann Püttmann[1]) erwähnt. 1844 schrieb er einen Gedicht-Zyklus „Schlesien", in dem die Not der Weber, Aufruhr und Niederschlagung dargestellt ist. Die Verse muten uns wie gereimte Zeitungsberichte an. Unerträglich sind Verse wie:

„Horch, ein Pfiff! — Das Dampfroß wiehert
Und es fliegt daher im Nu —
Plötzlich stürzt sie vor ihm nieder
Und im Tode fand sie Ruh! —"

Mit dem wahren Angesicht des Elends wollte er seine Leser nicht abschrecken, lieber ist er süßlich-unwahr, sein „Fabrikkind" ist nicht das Heines, das Becks, das der wahrhaftigeren Romandichter, das seine hat Flechten,

„Die golden schimmern,
Ein zartes Mädchen, lilienschlank
Und lilienweiß die feinen Wangen" — —

1) Hermann Püttmann, Gedichte, erste Gesamtausgabe, Herisau 1846.

Die späteren Gedichte Püttmanns wurden auch nach einer anderen Seite hin unerquicklicher, er redete sich immer mehr in eine öde Schimpferei hinein.

Freiligrath brachte mit seinem Gedicht „Von unten auf" (1846), es ist bekannter unter seinem Anfang „Ein Dämpfer kam von Biebrich her", noch einen neuen, diesmal hoffnungsfreudigen, stolzen Ton in die soziale Dichtung hinein.

Der prächtige Dampfer, der den König und die Königin trägt, wird drunten im rußigen Maschinenraum bedient von dem Maschinisten, dessen Brust das stolze Gefühl schwellt, daß von ihm Wohl und Wehe des ganzen Baues und des von ihm getragenen Königs abhängt. Und nun gehen seine Gedanken weiter:

„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht
auf den Höhen wandelst Du!
Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit
dunklem Schoß,
Tief unten, von der Not gespornt, da schür' und
schmied' ich mir mein Los.
Nicht meines nur, auch Deines, Herr! Wer hält
die Räder Dir im Takt!
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer
seine Eisen packt?
„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König,
ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem Du gehst, den allzeit
kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — ein Ruck von mir, ein Schlag
von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem Du die
Spitze bist!
„Der Boden birst, aufschlägt die Glut und sprengt
Dich krachend in die Luft,
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus
unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte
morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

„Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf
meinen Schultern stark und breit,
Ein neuer Sankt Christophorus, trag ich den Christ
der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bins durch
den zum Siegesfest
Über den tosenden Strom der Zeit der Heiland
Geist sich tragen läßt!"

Das waren neue Klänge, die von einer wirtschaftlichen Macht und politischen Bedeutung der Massen sprachen. Trotzdem die Entwicklung in dieser Richtung fortschritt, blieb Freiligrath hiermit allein, denn kaum war die soziale Erregung die von 1844 ausgegangen war und 1848 noch einmal Nahrung fand, verrauscht, da wandte sich die Lyrik bereits anderen, mehr ästhetischen Idealen zu.

Während in der Lyrik die soziale Erregung schon seit 1850 verebbte, war sie im Roman etwa zehn Jahre länger zu spüren, wie auch gleich nach 1844 Roman und Skizze in der „Weberliteratur" stärker vertreten ist als das Gedicht.

Der erste deutsche Fabrikroman ist Ernst Willkomms „Eisen, Gold und Geist"[1]), der als einziger noch vor den Weberunruhen entstand. Willkomm hatte schon vorher im Sinne des jungen Deutschland geschrieben („Zivilisationsnovellen", 1837, „Europamüde", 1838) und einige Bilder aus Industriegegenden gegeben, ohne indessen zur sozialen Frage Stellung zu nehmen.

In „Eisen, Gold und Geist" sind geschickt ziemlich alle Erscheinungen verarbeitet, die der Industriebetrieb bisher gezeitigt hatte. Spekulierende Gewinnsucht und Herzenshärte auf der einen, Bedrückung, Elend und Haß auf der anderen Seite. Die Industrie ist nur von ihrer kulturfeindlichen Seite gesehen, die ja damals zunächst am schärfsten hervortrat. Ihr gegenüber gestellt ist ein Geistmensch ganz nach dem Geschmack der 30er Jahre, wie er später in Gisekes „Moderne Titanen" und Gutzkows „Ritter vom Geist" wiederkehrt. Die rein geistige Größe besiegt zuletzt Alles, Macht, Ehre, Geld, Maschinen. Willkomm sieht hier nicht den Menschengeist auch in den groß-

1) Ernst Wilkomm, „Eisen, Gold und Geist", Leipzig 1843, 3 Teile.

artigen Erfindungen, wie Grün, Jordan, Keller, sondern setzt ihn in Gegensatz zu ihnen. Der Geist siegt; die zum äußersten getriebenen Arbeiter zerstören Fabrik und Maschinen, der Fabrikant läuft in Wahnsinn und Verzweiflung über den verlorenen Mammon in die Flammen hinein, mit glühenden Hebeln und Gestängen arbeiten die Maschinen schaurig-rastlos weiter und zermalmen ihn. Der Geist-Mensch wird nun rechtmäßiger Besitzer der Fabrik und schafft die Dampfmaschine wieder ab.

Willkomms nächster Roman „Weiße Sklaven"[1]) enthüllt ganz ähnliche Bilder, auch hier Bedrückung, Unruhen, Streik, Tod des Fabrikherrn zwischen den Rädern seiner Maschinen; hier ein Wandermotiv, das wir bei Immermann kennen lernten, die Fabrik ist auf den Trümmern eines Feudalschlosses aufgebaut. Eine bedeutsame Abweichung gegenüber dem Roman von 1843 findet sich aber doch: Maschine und Industrie erscheinen jetzt nicht mehr als an sich schädlich, sondern indifferent; ihr Wert entscheidet sich erst durch die Benutzung[2]): „Es giebt eine sehr große Anzahl Menschen, welche der Überzeugung leben, die Erfindung der Maschinen und deren Verwendung in den verschiedenartigen Fabriken sei ein unerhörtes Unglück für das gesamte Menschengeschlecht. Seit man sich ihrer bediene, nehme Armut, Elend, Hunger, Kummer und Verbrechen unter den niederen Ständen des Volkes auf eine wahrhaft entsetzenerregende und staatsgefährliche Weise überhand. Es sei daher Pflicht jedes wahren Menschen und Volksfreundes, mit aller Kraft auf Abschaffung der Maschinen zu dringen, den Armen neue Arbeit und hinreichenden Verdienst zu schaffen und ihnen somit wiederzugeben den alleinigen Besitz, der ihnen geworden ist, das Kapital des Fleißes ihrer Hände. Diese Leute, diese wohlmeinenden aber kurzsichtigen Eiferer irren.

Nein, liebe Geschwister und Freunde, die Maschinen sind ein Segen Gottes, eine Wohltat für die Menschheit. Ihre Beibehaltung, ihre Vermehrung und ihre Verbesserung muß der Wunsch jedes Biedermanns sein; allein man muß sich ihrer

---

1) „Weiße Sklaven", Leipzig 1845.
2) Buch IX, S. 315 ff.

nur bedienen zur Befreiung, nicht zur Unterjochung der arbeitenden Klassen! Aufgeklärte, humane Männer müssen dem Unfug steuern, welchen gemeine Eigenliebe und brutaler Spekulationsgeist mit einer der größten Segnungen, die das Genie des Menschen der Erde geschenkt hat, treiben." An diese Äußerungen knüpfen sich dann volkswirtschaftliche Auseinandersetzungen, die dem Programm St. Simons und Enfantins folgen.

Um einige der Gattung charakteristische Nuancen reicher als die Willkommschen Romane, in den Grundzügen ihnen gleich, ist Robert Prutz's 1845 begonnener Roman „Das Engelchen"[1]).

Ein Weberdorf ist zum Fabrikdorf geworden, die ehemals freien Handwerker sind zu Sklaven herabgesunken, auch in ihrem sittlichen Empfinden, Laster, Trunk, Verbrechen sind an der Tagesordnung. Mit grellen Farben malt Prutz die gräßlichen Bilder sozialen und sittlichen Elends und stellt sie in Gegensatz zu dem idyllischen patriarchalisch-sittsamen Leben im Bauerndorf, eine Gegenüberstellung, die Immermann in seinen „Epigonen" bereits wirksam verwandt hatte. Im übrigen bringt uns Prutz gegenüber Willkomm nichts Neues. Auch hier arbeiten die Maschinen in einem Gebäude, das einst das Wahrzeichen der alten Zeit war: einem Kloster, es kommt auch hier zu Arbeiterunruhen, Zerstörung der Gebäude und Maschinen. Die Fabrik wird nicht wieder aufgebaut, und die glückliche Lösung der sozialen Frage ist die Rückkehr zum freien Handwerk.

Wir haben hier einige Romane in ihren Hauptzügen kizziert und haben gesehen, daß sie durchweg sehr ähnliche, wenn nicht sogar gleiche Motive enthalten. Das Resultat weiterer Untersuchungen an sozialen Romanen dieser Jahre ist das gleiche, sie sind durchaus schematisch gebaut und unterscheiden sich nur durch mehr oder minder große Anschaulichkeit in der Darstellung von einander. Ein Erbe romantischer Zeit findet sich noch in diesen Kopieen der Gegenwart, das ist die

1) Robert Prutz, „Das Engelchen", Leipzig 1851 (zur Chronologie vergl. die Vorrede zum Roman).

Vorliebe für phantastische Schicksalsverknüpfungen, die der leblosen Maschine in einigen Romanen geheimnisvoll-grausiges Leben und rächende Bestimmung geben sollen.

Die hervorstechendste gemeinsame Eigenschaft dieser Romane ist die Tendenz und, dadurch bedingt, die grell und dick aufgetragenen Farben. Die Fabrikanten sind ohne Ausnahme gierige, hartherzige Spekulanten und Blutsauger, dagegen triefen die Arbeiter häufig genug von Edelmut und stehen sittlich und intellektuell auf der höchsten Stufe, wo sie nicht eben durch die Fabrikanten verdorben sind.

Daß unter einer derart betriebenen Tendenz das Künstlerische leidet, versteht sich. Es leidet auch durch die Expektorationen über die Maschine, die meist in unorganisch eingeschobenen belehrenden Disputen untergebracht werden. Es fehlt über dem Lehrhaften die reine künstlerische Anschauung.

Fast alle Romane, die von dem Weberaufstand angeregt sind, kommen zu einer Ablehnung des Industrialismus.[1])

---

1) Es seien hier noch einige Romane genannt:
Luise Otto, „Schloß und Fabrik", 1846.
Otto Ruppius, „Eine Weberfamilie", 1846.
G. K., „Der Fabriksherr".
A. v. Tschabuschnigg, „Die Industriellen", 1850.
Julius Krebs, „Der Weber von Langenbielau". 1850.
Renner, „Die Tochter des Fabrikanten und die Fabrikarbeiterin", 1861.
Paul Stein, „Handwerk und Industrie", 1861.
Adolf Schirmer, „Fabrikanten und Arbeiter, oder der Weg zum Irrenhause", 1862.
Ein ergötzliches Beispiel für das Bestreben, die Konjunktur auszunutzen, sind Ludwig Storchs Romane „Ein deutscher Leineweber" (1846—48) und „Nur eine Weberstochter" (1850). Die aktuellen Titel mögen den Büchern einigen Absatz gesichert haben, die Romane spielen aber im 16. u. 18. Jh.

Von den 50er bis zu den 80er Jahren.

Nach den Zeiten entscheidender Entwicklung und erregter Diskussionen lenkt die deutsche Literatur in den 50er Jahren in ruhigere Bahnen ein. Nach 1848 setzte die politische Reaktion stärker ein, viele Oppositionelle waren außer Landes, die übrigen mürbe, des lauten Tones, des aus dem Augenblick für den Augenblick geborenen Pathos müde. Außerdem hatte die heranwachsende Generation nicht mehr die persönliche Fühlung mit den Ideen, die die Gemüter von 1830—1848 so erregt hatte. In dieser Generation waren doch viele gewesen, welche die nationale Begeisterung, die Ansprüche auf die Mündigerklärung nach den Befreiungskriegen und ihre harte, verständnislose Unterdrückung miterlebt hatten.

Den Ton gaben in der Lyrik in der nächsten Zeit nach 1850 die Dichter an, die man unter dem Namen der „Münchner Schule" zusammenzufassen pflegt. Das Streben, das diese Dichter verband, war die Rückkehr zur strengeren, zur schönen Form. Hier zeigt sich wieder das Handinhandgehen von Form und Stoff, auf das wir in den 30er Jahren hinzuweisen Gelegenheit hatten.[1]) Die formell kultivierte Dichtung rückt ab von der realen Gegenwart. Die stärkere Betonung des musikalischen Moments verlangt auch einen Stoff, der den ästhetischen Genuß nicht durch Erregung polemisierender Interessen stört. So ist in dieser Zeit die Ernte für den, der ausgeht Eisenbahn- und Fabriklyrik zu suchen, nur gering.

Sich polemisch zu beteiligen verschmähte die Lyrik und für wahrhafte künstlerische Erlebnisse in diesem neuen Stoffgebiet scheint die Zeit noch nicht reif gewesen zu sein. Der älteste Dichter dieses Kreises ist Emanuel Geibel, wir finden deshalb bei ihm auch am meisten Zeitgedichte: „Unsere Zeit" (1841), „Mythos vom Dampf", „Die junge Zeit" (1847), „Tempora

1) Seite 30.

mutantur“ (1860) sind die bedeutensten von ihnen. Dem religiösen Geibel bleibt die neue Zeit immer unheimlich; gewiß, sein Herz schlägt höher, wenn er sieht, was Menschengeist geschaffen hat, wie dumpfe Geistensschranken fallen vor der neuen Zeit:

„Komm nur, Tag! Du sollst mich wacker finden!
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.“ —
— — „Und doch —, muß ich so ganz versenkt dich schauen
In Stoff und Wucht — beschleicht mit leisem Grauen
Mir oftmals eine Furcht das Herz:
Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen,
Daß oben einer sitzt auf ewgem Thron,
So lang vergessen, bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest, zu zersplittern
Wie jenen Turm von Babylon.“

Diese Töne kehren in seinen Zeitgedichten stetig wieder, und seine Zeit war nicht dazu angetan, seine Befürchtungen zu widerlegen.

In Hermann Linggs „Römerstraße“ [1]) glauben wir noch einmal längst verklungene Töne zu hören:

— „Und donnernd rollt der Wagenzug
Vorbei den alten Meilensteinen,
Wie Blitz des Zeus und Geisterflug,
Der Erde Völker zu vereinen.“

Versteckt findet sich bei ihm ein kleines Stimmungsbild, das als erstes seiner Art erwähnt zu werden verdient, „Auf der Eisenbahn“ [2]): Das im Vorübersausen erfaßte Momentbild eines brennenden Dorfes, die Unmöglichkeit zu helfen, abends in den Ohren das Rollen des Zuges, durch das man Hilferufe zu hören glaubt. Situation und Stimmung sind wesentlich von der Eisenbahn beeinflußt, ohne daß ein aus Überlegung entsprungenes Interesse an ihrem Dasein vorhanden ist. Damit haben wir eine ganz neue, rein poetische Qualität einer neuen Zeiterscheinung.

1) Hermann Lingg, Gedichte, 1. Teil, 6. Auflage, Stuttgart 1866, S. 372.
2) Ebenda, S. 367.

Der dritte der Münchner, in dessen Gedichten wir Industrie und Eisenbahnen behandelt finden, ist Hermann Greif. In der Widmung „Mont Cenis“[1]) besingt er mythisch-dithyrambisch die gebändigten Naturkräfte:

— „Wand aus den Fesseln
Sich der Titanen
Götterverwandtes
Riesengeschlecht?
Künden die Stöße
Wieder den Anbruch
Einer gewaltig
Schaffenden Zeit?
— Ja, sie bedeuten
Siege der Urkraft,
Aber gebändigt
Ward sie zugleich:
Riesige Lasten
Schleppt sie geduldig
Mitten den Berg durch
Keuchend ans Ziel.“

Greif hat ja weit über den Beginn der modernen Dichtung hinaus gelebt, das was er an modernen Stimmungbildern geschaffen hat, liegt wohl ziemlich gewiß nach 1880, also zeitlich außerhalb des Rahmens dieser Arbeit. Zur Vervollständigung von Greifs Bild nach der Seite unseres Themas werden wir indes noch Einiges zitieren.

Einen bei ihm seltenen sozialen Ton finden wir in „Die Spinnerei“[2]):

Saal an Saal in jedem Stocke
Schwimmt in zauberhaftem Licht
Und, wie wenn ein Fest uns locke,
Fehlt es dort an Klängen nicht.

1) Zuerst in der 2. Aufl. der Gedichte, 1881.

2) Ges. Werke, Leipzig 2. Aufl. 1909, 5 Bde., Bd. 1, S. 127. (Wohl erst nach 1886 entstanden, da es in der 4. Aufl. der Gedichte von 1886 noch nicht enthalten ist.)

Doch was schafft dies hohe Brausen? —
Spindeln, die sich ruhlos drehn:
Reichtum spiegelt sich nach außen,
Innen ist die Not zu sehn."

Ein schon ganz moderner Ton klingt uns entgegen aus dem Gedicht „In der Bannmeile der Stadt"[1]):

„Die Flur in weitem Kreise
Liegt da, vom Pflug bestellt,
Das starre Bahngeleise
Durchschneidet fruchtbar Feld.
Ein Zug vorbeigeflogen,
Eilt schon der Ferne zu —
Die Sonn am Himmelsbogen
Geht still und ernst zur Ruh."

Theodor Fontanes Ballade „Die Brücke am Tay" steht an der Wende der neuen Zeit (1879), sie sei als bekannt hier nur erwähnt. Ähnliche Situationen hat Ruppius in einigen seiner amerikanischen Geschichten in den 60er Jahren („Eine Spekulation", „Bill Hammer") geschickt und spannend benutzt.

In der Prosa gibt es etwa seit 1850 keine feste Gattung des Fabrik- oder Industrieromanes mehr, ausgenommen die Romane, die sich von den Weberunruhen her noch fortsetzten, wie eben besprochen wurde, und die in dem alten Schema blieben.

Gutzkows Roman „Die Ritter vom Geist" beruht in den Grundzügen ganz auf jungdeutschen Ideen. Diese Art Aristokratismus des Geistes war nur in sofern demokratisch, als man nicht nach Geburt zum „Ritterorden" gehörte, sondern nach dem Geist. Soziale Gedanken enthält der Roman wenig, die Arbeiter und Arbeitermädchen sind ziemlich rührselig gezeichnet, ihre soziale Lage ist nicht als bedrängt dargestellt und nicht tendenziös verwertet. Ackermann der Deutsch-Amerikaner, auf den wir bei Goethes „Wanderjahren" schon hinwiesen, ist mit

1) Auch dieses Gedicht ist in der Ausgabe von 1886 noch nicht enthalten.

besonderer Liebe zum Idealtypus, herausgearbeitet. Ihn läßt Gutzkow zu dem Besitzer der Willingschen Maschinenfabrik sagen: „Wir Ökonomen werden die Hand auch Euch Industriellen zum gemeinsamen Wirken reichen müssen". Das kann man als Gutzkows wirtschaftspolitisches Programm für Deutschland nehmen.

Als eine kulturhistorisch und sozialwirtschaftlich sehr ausführliche und interessante Auseinandersetzung sei des Kulturhistorikers Johannes Scherr Roman „Peter Michel, Geschichte eines Deutschen"[1]) noch behandelt. Scherrs Roman läßt sich in keine der bisher besprochenen Stufen des sozialen Romans einordnen. Wie er zeitlich gewissermaßen am Ende einer Kette steht, umschließt er alle Ideen, die vor ihm über den Industrialismus ausgesprochen worden waren. Nur mit einem Dichter ist er dicht zusammenzustellen, mit Immermann, mit dem ihn der weite Blick und die Zwiespältigkeit seiner Gefühle verbindet. Nur ist er nicht zu der unbedingten Anerkennung der neuen Zeit gekommen, zu der sich Immermann in den Memorabilien bekannt hat. Er begrüßt die Maschine als Befreierin von mittelalterlicher Unfreiheit[2]): „Es ist die Seele des großen Motors unserer Zeit, des Industrialismus, mit welchem die moralischen und materiellen Motore der Vergangenheit, die ich alle unter dem Namen Feudalismus zusammenfasse, einen wilden Kampf auf Leben und Tod kämpfen. Wem der Sieg zufallen werde, kann nicht zweifelhaft sein. Mit jedem neuen Dampfboot, das vom Stapel läuft, mit jedem neuem Dampfroß, das die Schienen beschreitet, fällt ein Stück Feudalismus in den Abgrund unwiederbringlicher Vergangenheit. Jede neue Maschine, deren Eisenarme der Dampf in Bewegung setzt, zerreibt ein religiöses, politisches oder soziales Dogma des Mittelalters zu Atomen. Törichte Romantik, welche den Leichnam der sogenannten guten alten Zeit, nachdem sie denselben mit allerhand Flitter aufgeputzt, galvanisiert und der Welt einreden will, der Moder sei Leben. Ein ungeheurer Umschwung der Ansichten und Verhältnisse bereitet sich vor,

---

1) Johannes Scherr, „Michel, Geschichte eines Deutschen unserer Zeit", Leipzig 1858, 4 Bde.

2) 3. Buch, Bd. 2 S. 26.

alles ist auf reale Ziele und Zwecke gerichtet." Was Scherr hier ausspricht, sind die Hoffnungen des jungen Deutschland, die Hoffnungen der politischen Dichter der 40er Jahre. Ebenso sieht er aber auch das traurige, poesielose, ungesunde Leben in den Fabriken und findet nicht weniger grelle Farben als die Schreiber der Weberromane. Seine größte Sorge gilt dem wachsenden Materialismus der Zeit, in der ihn nur die Hoffnung auf die Zukunft tröstet: „Traurige Vorzeichen deuten auf eine bevorstehende Götterdämmerung für die Welt der Schönheit, doch getrost, die Edda prophezeit ja, daß aus dem Schutt Ragnaröks eine neue Welt emporgrünen werde, jugendlich schön und hold und heiter."

Das industrielle Schwindlertum fand seinen Roman in den 1857 anonym erschienenen „Rittern der Industrie" [1]). Die Bezeichnung für diese neue Art von Glücksrittern fand ich in der Literatur zum ersten Mal bei Gutzkow [2]). Bald darauf ist es bei Sue angewandt [3]). Das Eisenbahnfieber, die durch die hohen Einnahmen vieler Fabriken gereizte Gewinn- und Spekulationssucht brachten ungesunde Zeiten mit sich, die von Schwindlern gründlich benutzt wurden, mit Scheingründungen und wertlosen Anteilscheinen schlecht fundierter Unternehmen dem Publikum das Geld aus der Tasche zu ziehen. Es ist zu verwundern, daß dies ergiebige Thema seinerzeit nicht mehr Autoren zur Behandlung gereizt hat.

Mit Gustav Freytags „Soll und Haben" (1855) begann eine ganz andere Gattung des sozialen Romans, als die des tendenziösen Arbeiterromans gewesen war. Die Losung, das Volk bei der Arbeit aufzusuchen, führte dazu, nachdem das Fabrikelend zum Überdruß dargestellt und unkünstlerisch ausgeschlachtet war, die tiefer liegenden kulturellen Werte in der tüchtigen Arbeit des Bürgertums auch zu beachten. Diesen

1) „Die Ritter der Industrie", Leipzig 1858, 6 Bde. (Verfasser ist Hermann Klencke).

2) In „Blasedow und seine Söhne" (1838/39).

3) In den „Mystères": „D'honnête homme j'étais devenu chevalier d'industrie, mais je n'étais pas encore criminel." — Später (1854) der Ausdruck auch bei Heine (Werke, Bd. 6 S. 8).

Werken gemeinsam mit früheren Romanen ist die Darstellung im Sinken des Adels und Emporkommen des Bürgertums. Die Schriftsteller, die Gustav Freytag nachfolgten, wandten ihr Interesse wieder dem Bürgertum und den Handwerkern zu (Otto Ludwig, Raabe, Spielhagen). Industriell-soziale Anklänge aus früherer Zeit finden sich noch bei Auerbach und Spielhagen[1]) (mit Ausnahme von des letzteren „Hammer und Amboß", in dem noch einmal der Kampf Feudaladel—Geldadel aufgerollt ist), doch war in dieser Zeit nach 1860 Industrie und Verkehr nicht mehr so stark Problem wie vorher. Die künstlerische Verwertung des Stoffes ist bei ihnen nicht von Bedeutung.

Einen Dichter hat die Eisenbahn noch in der Zeit vor der Moderne gehabt, der ihre ganze Entwicklung in persönlichster Anteilnahme mitgemacht hatte, der eifrig für sie gekämpft hat. Leider hat man über den diskutierenden und kämpfenden Journalisten Max Maria von Weber den Dichter zu sehen verlernt. Und doch war Weber ein Künstler, der suggestiv, rein künstlerisch den Stimmungsgehalt dieser neuen Welt der Eisenbahn auszuschöpfen und zu vermitteln vermochte; das beweisen einige Skizzen von ihm, in denen er über künstlerischem Gestalten ganz seine geliebten Zahlen und Statistiken vergißt. Von ihnen nennen wir die schon 1855 entstandene „Kurierfahrt von Paris nach London"[2]). Wie ein Hauch ganz moderner Großstadtpoesie weht uns die Skizze an: „Nur dann und wann steigt wie eine größere Wolke, grauschwarz und düster, eine Kirche, ein öffentlicher Bau aus diesem Häusermeer, dessen Anblick das Herz ebenso beklemmt, wie der des Gottesmeeres es erweitert. Und immerfort schießt der schnelle Zug über Dächer und immer unabsehbarer wird das Straßengewirr, immer peinlicher der Eindruck des Versinkens in dieser ungeheuren Masse von

1) Einzig bemerkenswert für unser Thema ist die Rede, die in Spielhagens „Problematische Naturen" (Berlin 1861, Bd. 2 S. 324 ff.) der alte Geheimrat am Hochzeitstag seiner Tochter Sophie hält.

2) Die zerstreut erschienenen Skizzen und Arbeiten hat seine Tochter Maria von Wildenbruch herausgegeben: Max Maria von Weber, Ges. Werke, „Aus der Welt der Arbeit", Berlin 1907.

Häusern und Essen, die sich alle gleichen, als könnte man sich niemals wieder herausfinden. Der Himmel ist tief grau geworden und liegt auf dem Häusermeer auf. Aus den Schleiern bricht ein Zug der Blackwall-Bahn, die, wie die unsere, auf hohen Bogen über die Stadt führt. Wir beneiden die Menschen, die darauf sitzen und hinausfliehen aus dem düstern, gewaltigen Chaos, in das wir uns stürzen. Da dröhnen wieder Drehscheiben unter uns, wir rollen mit drei oder vier Zügen zugleich, hoch oben in den Häusern ist eine Halle, der Donner der Maschine betäubt uns, die Schaffner laufen die Wagen entlang und: London! London! klingt es von Tür zu Tür der Wagen."

Aus der großen Reihe von Skizzen nennen wir noch „Der Bergsturz", „Eine Winternacht auf der Lokomotive", „Dampf und Schnee", „Sturm auf den Schienen". Max Maria von Weber, 1822 geboren, 1840 in die Borsigsche Maschinenfabrik eingetreten, sein ganzes Leben dem neuen Kulturfaktor Eisenbahn widmend, schrieb im Jahre seines Todes, 1881, über „Die Entlastung der Kulturarbeit" durch die Maschine. Wir sehen ein Leben, das in sich selbst Alles umfaßte, was die Eisenbahn in ihrer Entwicklung und im literarischen Kampf der Meinungen erlebte.

Er schloß eine wichtige erste Periode der Kulturentwicklung in Industrie und Verkehr ab, er wies aber auch hinüber in die Zukunft, die das ganze Bild moderner Zivilisation und Kultur ungetrübt von Interessenkämpfen im Spiegel der Kunst wiedergeben sollte.

* * *

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, welches Ergebnis uns die Wanderung durch unsere Literatur gebracht hat, und suchen wir die im Eingang gestellten Fragen im Zusammenhang zu beantworten.

Als die ersten Maschinen in Deutschland aufgestellt werden, geben die Dichter der jüngeren Romantik den Ton an; ihr Blick ist getrübt für die Wirklichkeit, er verträgt sie nicht. Wenige Worte romantischer Dichter, die wir bis in die vierziger Jahre hineinfinden, sind ablehnend. Allmählich, in den zwanziger Jahren beginnt der Wirklichkeitssinn zu erwachen, einzelne

Dichter, die aus der Romantik hervorgegangen sind, überwinden sie in sich. Die Zeit von 1830—1844 befaßt sich viel mit den aktuellen Fragen der Industrie und des Verkehrs. Die industrielle Entwicklung lehnt man zunächst ab, läßt sie aber schließlich als notwendige Stufe der Entwicklung gelten. Charakteristisch für diese Periode ist, daß man den sozialen Kampf der Klassen zunächst auf das Duell zwischen Adel und Bürgertum beschränkt.

Die Eisenbahn erscheint den vielen politisch Unzufriedenen als das wirksamste Mittel zur Vereinigung der Völker zur Einigung des Deutschen Reiches, sie erscheint ihnen bestimmt, die überlebten politischen, sozialen und religiösen Schranken niederzureißen und eine Zeit der Freiheit heraufzuführen; überhaupt wird die Dampfmaschine als Triumph des Menschengeistes über die Naturgewalten gepriesen.

Einen bedeutenden Umschwung führen 1844 die schlesischen Weberunruhen herbei. Man wird aufmerksam auf die Arbeiter, um die sich die Literatur bisher nicht gekümmert hat. Lyrik und Roman werden in dem Sinne sozial, daß sie das Elend der geknechteten und ausgenutzten Arbeiter aufdecken. Fast ohne Ausnahme wird mit den Fabrikanten auch der Industrialismus verdammt und Rückkehr zu Handwerk und Ackerbauwirtschaft gepredigt. Eine große Masse von Romanen und Gedichten dieser Jahre ist nicht höher einzuschätzen, denn als Ware, die der Mode, dem Geschmack des Publikums nachgeht.

Nach 1850 hört die Diskutierung der bisher so erregt behandelten Fragen bald ganz auf. Die Wirklichkeit sorgt selbst schon für die Entscheidung, was entwicklungsfähig und fruchtbringend ist. Zwei einflußreiche literarische Strömungen bewirken, daß Industrie und Verkehr in der Dichtung weniger behandelt werden: In der Lyrik die Rückkehr zur strengeren Form, zum Prinzip der schönen Form, im Roman neues Interesse und liebevolles Eingehen auf die kulturell wertvolle Arbeit des Bürgerstandes und Sympathie für den Handwerkerstand.

Die Antwort auf die Frage nach der künstlerischen Bewältigung des Stoffes ist schnell gegeben, denn sie kann nur negativ ausfallen.

Die Vorstellungen waren noch zu neu, um sich leicht psychisch assimilieren zu lassen, sie fielen aus dem Weltbilde

heraus, während die Erfüllung mit lyrischem Stimmungsgehalt das im bloßen Anschauen erfaßte Bewußtsein der organischen Einheit verlangt. Trübend, oft sogar sehr schädlich wirkte die politische und soziale Tendenz.

Ein bedeutender künstlerischer Fortschritt ist aber doch erreicht worden: Die Dichtung hat im Laufe des 19. Jahrhunderts den ganzen Bereich der Wirklichkeit erobert, und zwar das in langsamer organischer Entwicklung in vielfachen Strömungen und Gegenströmungen. Und dieser lebendig und organisch gewachsene Fortschritt steht fester als das Programm einer Schule, er ist das Resultat eines Jahrhunderts.

Namenregister.

Ich, Hans Werner Kistenmacher, wurde am 3. Oktober 1886 als Sohn des Pastors Friedrich Kistenmacher und seiner Ehefrau Elsbeth geb. Wiesicke in dem brandenburgischen Dorfe Plötzin geboren. Den ersten Unterricht erhielt ich von meinem Vater. Infolge längerer Krankheit verließ ich erst mit 13 Jahren das Elternhaus und wurde in die Quinta des Viktoriagymnasiums zu Potsdam aufgenommen. An eben dieser Anstalt erwarb ich im Frühjahr 1907 das Reifezeugnis. Ich wandte mich der Offizierslaufbahn zu und trat in das Pionierbataillon von Rauch (Brandenburgisches) Nr. 3 ein. Mit Rücksicht auf meine Gesundheit kam ich November 1908 um meinen Abschied ein, der mir bewilligt wurde. Ich studierte dann in Berlin Theologie, später deutsche Philologie. Seit Ostern 1910 studierte ich in München.

Meine Lehrer waren die Herren Professoren und Privatdozenten: (In Berlin:) Graf Baudissin, Baesecke, Deißmann, Dessoir, Fleischer, Harnack, Kretzschmar, Lasson, R. M. Meyer, Riehl, Roethe, Erich Schmidt, Simmel, Wölfflin, (in München:) von Aster, Bäumker, Burger, Geiger, Kutscher, v. d. Leyen, Lommatzsch, Muncker, Otto, Hermann Paul, Streitberg, Unger, Vollmer, Weymann, Wilhelm, Zucker.